

EMOTIONEN IM KONFLIKT

EMANZIPATION IN ZEITEN VON RESSENTIMENT

ASPR REPORT NO. 7/2020



INHALTSVERZEICHNIS

Zum Konzept der Sommerakademie	3
--------------------------------------	---

Mittwoch, 10. Juli 2019

Auftakt	4
Politik des Ressentiments und der Verrat der Intellektuellen	5

Donnerstag, 11. Juli 2019

EMOTIONEN – KONFLIKT – POLITIK: INTERDISZIPLINÄRE ZUGÄNGE	
Panel I: Emotionen und Politik	6
Panel II: Emotionen und Konflikt	11
Abendgespräch 1 – Ressentiment neu denken: Zur Bedeutung eines schwierigen Begriffs in den aktuellen politischen Debatten	15

Freitag, 12. Juli 2019

RESSENTIMENTS IN POLITIK, GESCHLECHTERVERHÄLTNIS UND MEDIEN	
Panel III: Ressentiment der Mitte	18
Panel IV: Ressentiments und kultureller Rassismus	23
Abendgespräch 2 – Packt's dich? Emotionen in der medienjournalistischen Produktion, Distribution und Vermittlung von Bildern	28

Samstag, 13. Juli 2019

EMANZIPATORISCHE POLITIK, PÄDAGOGIK UND KONFLIKTBEARBEITUNG	
Panel V: Möglichkeiten und Bedingungen für emanzipatorische Politik und Pädagogik	30
Panel VI: Möglichkeiten und Bedingungen für emanzipatorische Konfliktbearbeitung	35

Sonntag, 14. Juli 2019

Österreich – Eine Nation des Ressentiments?	
Input	42
Round Table – Was können Politik, Medien und Zivilgesellschaft tun, um Ressentiments abzubauen	45
Lesung	48
Rückblick und Ausblick	49

Literatur	52
Programm der Sommerakademie	53
Referent*innen und Moderator*innen	56
Veranstalter*innen und Kooperationspartner*innen	63

Kuratorisches Team

Wilfried Graf
Gudrun Kramer
Julia Struppe-Schanda

Wissenschaftliche Begleitung

David Becker
Markus Brunner
Katharina Hametner
Nora Ruck

Organisation

Lisa Fandl
Valerie Fandl
Lisa Horvath
Claudia Hofer
Michael Kramer
Walter Kramer
Elke Marksteiner
Augustin Nicolescou
Silvia Polster
Thomas Postmann
Maghy Saad
Julia Scharinger
Julia Struppe-Schanda
Charlotta Sippel
Martina Tader

Redaktion dieser Dokumentation

Michael Kramer
Wilfried Graf
Elke Marksteiner
Julia Struppe-Schanda

In Kooperation mit der Zeitschrift „Psychologie & Gesellschaftskritik“ entsteht ein Themenheft zu „Emotionen in der Politik“, an welchem einige Referent*innen der Sommerakademie mitwirken.

Impressum

Österreichisches Studienzentrum für Frieden und Konfliktlösung (ASPR)

Rochusplatz 1, 7461 Stadtschlaining, Austria, ZVR: 074731184
Phone: +43 3355 2498, Fax: +43 3355 2662, E-Mail: aspr@aspr.ac.at
www.aspr.ac.at |  ASPR_Schlaining |  ASPR.Schlaining

Titelbild: © Renate Graf, Installation von Anselm Kiefer in Barjac, Frankreich

ZUM KONZEPT DER SOMMERAKADEMIE

David Becker, Wilfried Graf, Gudrun Kramer und Julia Struppe-Schanda

Dass Emotionen in der Politik und in sozialen und politischen Konflikten eine zentrale Rolle spielen, ist bekannt, wird aber trotzdem zu wenig berücksichtigt. Ist ein gewisses Ausmaß an persönlich empfundener Empörung notwendiger Bestandteil jedweden politischen Engagements und jedweder politischen Veränderung? Wann schlägt produktive Empörung in destruktive Gewalt um? Welche Ängste treiben den „Wutbürger“ wirklich um? Wann wird Empörung zum Selbstzweck? Was macht den neuen Autoritarismus und Nationalismus für viele Menschen so attraktiv? Warum wählen Menschen sich Regierungen, die die Ohnmachtserfahrungen dieser selben Menschen noch potenzieren? Warum kann so viel Hass so schnell als Mittel der Politik mobilisiert werden? Warum scheint die Festgefahrenheit so vieler gewaltförmiger und kriegerischer Konflikte weniger mit der Abwesenheit von Transformationspotentialen und Lösungsvorschlägen, sondern vielmehr mit starrsinnig verteidigten Gefühlsqualitäten und damit unterfütterten Vorurteilsstrukturen zu tun zu haben?

Ein wichtiger Anknüpfungspunkt ist hier der Begriff des Ressentiments, und die Frage nach der Rolle von Ressentiments beim Zustandekommen bzw. Nicht-Zustandekommen von Anerkennungsverhältnissen. Der Begriff stammt ursprünglich aus der Philosophie, diskutiert aber immer auch eine Reihe zentraler psychologischer Dimensionen. In den letzten Jahren spielt er in der Politikwissenschaft eine zunehmende Rolle, und findet Eingang in die unterschiedlichsten politischen Diskurse. Der Duden spricht von einer „auf Vorurteilen, einem Gefühl der Unterlegenheit, Neid o.Ä. beruhende[n] gefühlsmäßige[n], oft unbewusste[n] Abneigung“.

In aktuellen Diskussionen wird häufig angenommen, dass die Träger*innen von Ressentiment relevante Erfahrungen von Machtmissbrauch und Verletzung erlitten haben, dass diese Erfahrungen in fortdauernde ohnmächtige Wut übersetzt worden sind, sowie, dass für das Aushandeln bzw. Ausdrü-

cken dieser Aggression Objekte gesucht und gefunden werden, die mit den ursprünglichen Problemen nichts mehr zu tun haben und zudem die Verknüpfung zum Ursprungsproblem weitgehend unbewusst wird. Demgegenüber gibt es aber auch positive Bedeutungen. Bei dem österreichischen Schriftsteller und Holocaust-Überlebenden Jean Amery beschreibt der Begriff die notwendige Empörung des Opfers gegen die Täter*innen, die auch die Selbstaufklärung der Täter*innen ermöglicht, und wird so zur „Emotionsquelle der Moral“. Ressentiment umfasst also einen Spannungsbogen, mit dem wir uns während der Sommerakademie auf Burg Schlaining gezielt auseinandersetzen wollen.

Die Sommerakademie 2019 versuchte diesen Fragen in einer interdisziplinären Anstrengung nachzugehen. Bisher wurden die hier relevanten Konzeptionen und Erkenntnisse weder zwischen den beteiligten wissenschaftlichen Disziplinen (Friedens- und Konfliktforschung, Sozialpsychologie, Soziologie, Politikwissenschaft, Philosophie, Kulturwissenschaften) noch zwischen Wissenschaft und Politik wirklich übergreifend diskutiert. In Panels, Vorträgen und gemeinsamen Diskussionen sollten diese Lücken zumindest in Ansätzen geschlossen, Theorie und Praxis verknüpft, Annahmen überprüft und Handlungsperspektiven erörtert werden.



Wilfried Graf (Co-Direktor des Herbert C. Kelman Instituts für interaktive Konfliktbearbeitung)

AUFTAKT

Das Thema der Sommerakademie 2019 „Emotionen im Konflikt – Emanzipation in Zeiten von Ressentiment“ brachte über 160 internationale Friedens- und Konfliktforscher*innen aus Wissenschaft und Praxis, sowie Interessierte aus der Gesellschaft zusammen auf die Friedensburg.

Eröffnet wurde die Sommerakademie durch den neuen Präsidenten des ASPR, Norbert Darabos, sowie den Landtagsabgeordneten Christian Drobits. Beide würdigten auch die Leistungen Dr. Gerald Maders, des Gründers und langjährigen Präsidenten des ASPR, der im Mai 2019 im 94. Lebensjahr verstarb.

Anschließend führte die Direktorin des ASPR Gudrun Kramer in das Programm der Sommerakademie ein.

Da die Sommerakademie dieses Jahr in Kooperation mit dem Sozialpsychologie-Team an der Sigmund Freud Privatuniversität Wien und Berlin konzipiert wurde, richtete schließlich auch Gerhard Benetka, Dekan der Fakultät für Psychologie an der SFU Wien, Grußworte an alle Teilnehmer*innen. In seiner Rede skizzierte Benetka die Grenzen einer individuumszentrierten Psychologie und plädierte für eine kulturpsychologische Betrachtungsweise.



Die Teilnehmer*innen der Sommerakademie mit der zentralen Botschaft „Friede beginnt in uns“, welche an zwei Stadtausfahrten in Schlaining platziert wurde.

POLITIK DES RESENTIMENTS UND DER VERRAT DER INTELLEKTUELLEN

Festvortrag von Thomas Macho

Internationales Forschungszentrum für Kulturwissenschaften, Wien

Eingeleitet wurde die Sommerakademie am Mittwoch durch Thomas Macho, dem Direktor des Internationalen Forschungszentrums für Kulturwissenschaften in Wien. Macho hielt einen Vortrag über die Politik des Ressentiments, mit besonderer Berücksichtigung des Traktats „Der Verrat der Intellektuellen“ (franz. „La trahison des clercs“) von Julien Benda aus dem Jahr 1927. Heutzutage, so Macho, kenne man weder den Autor noch das ebenso elegante, wie polemische Traktat, und doch ergebe sich aufgrund des „Rechtsrucks“ europäischer Intellektueller ein aktueller Anlass. Denn rassistisches oder politisch motiviertes Hassgejohle sei auch heute wieder am Tableau, weshalb Benda schon vor 90 Jahren dagegenhielt, dass Freiheit, Gerechtigkeit, Wahrheit und Vernunft nicht verhandelbar oder anthropologisch und historisch relativierbar seien. Was Benda den Intellektuellen seiner Zeit eindringlich vorwarf, war nicht, dass sich diese den Passionen, v.a. dem Rassismus und Nationalismus, später auch dem Kommunismus und dem Stalinismus ergeben hätten. Intellektuelle hätten vielmehr diese politischen Gefühle selbst entfacht und angestachelt (beispielsweise durch die Erfindung des Begriffs „Nationalstolz“).

In „Der Verrat der Intellektuellen“ schrieb Benda, dass das Neuartige an der Haltung der Intellektuellen vor dem Hintergrund eines Diktums von Ernest Renan verstanden werden könne: „Der Mensch gehört weder einer Sprache, noch seinem Volk; er gehört allein sich selbst, denn er ist ein freies, das heißt ein moralisches Wesen“. (Benda, 1927) Allerdings hat sich bis auf wenige Ausnahmen, wie Lew N. Tolstoi oder Anatole France, „die gesamte Prominenz der europäischen Moralisten [...] darin gefallen, die Beflissenheit, mit der die Menschen nach exklusiver National-, Volks- oder Rassenidentität streben, zu glorifizieren“. (Benda, 1927) Nach Benda wäre diese Verherrlichung des Partikularen durch die Berufung auf Konventionen und Gewohnheitsrechte, durch das Lob einer pragmatischen, auf Erfahrungen – statt auf Prinzipien – gegründeten Politik, durch einen ideologischen Kult des Heldenmutes, der Ehre, der Härte

als Verachtung von Mitleid, Barmherzigkeit oder Güte und zuletzt der Erfolg als Prämie eines unbedingten Willens zur Durchsetzung eigener Ambitionen legitimiert worden „und die Geschichte wird lächeln bei dem Gedanken, dass Sokrates und Jesus für diese Spezies gestorben sind“ (Benda, 1927). Auch der amerikanische Philosoph Michael Walzer (1991), so Macho, nannte das Traktat das „immer noch beste Glaubensbekenntnis des kritischen Intellektuellen [und] die lebendigste Darstellung der Versuchungen und Gefahren intellektueller Politik“. Dem Nationalismus als größte Versuchung sei von Intellektuellen derart entgegenzutreten, dass das eigene Land so angeschaut werden müsse, als ob man Bürger eines anderen Landes wäre.

Macho schloss seine Festrede mit einem Zitat von Norberto Bobbio, der wie Benda ein Feind der Politik des Gefühls und des Ressentiments war und stets jene Gelehrten bewunderte, die niemals diesen Verrat begangen hätten:

„Die Unbeugsamkeit des Glaubens an letzte Begründungen zu beobachten war die wichtigste Lehre meines Lebens. Ich habe daraus gelernt, die Ideen anderer zu respektieren, vor dem Geheimnis innezuhalten, das jedes individuelle Bewusstsein birgt, zu verstehen bevor ich diskutiere, und zu diskutieren bevor ich verurteile.“ (Bobbio, 1997a)



Festvortrag von Thomas Macho (Direktor des Internationalen Forschungszentrums für Kulturwissenschaften, Wien) im Granarium auf Burg Schlaining Foto: Alois Reisenbichler

ANGST ANDERS DENKEN? BE(UN)RUHIGUNGSPOLITIKEN DER GEGENWART

Brigitte Bargetz

Institut für Politikwissenschaft, Universität Wien

Angst und Ressentiment würden nach Brigitte Bargetz gegenwärtig eine wichtige Rolle im politischen Diskurs spielen. Bargetz untermauerte ihre Aussage, in dem sie zunächst auf Ilja Trojanow (2010) Bezug nahm, welcher dies bereits vor einigen Jahren festgestellt hatte, und schloss, dass die Angst zur Staatsräson gemacht werden würde. Die Legitimation des Abbaus sozialer Rechte stehe in einem engen Zusammenhang mit dem Schüren von Angst vor Terror und Flüchtlingen, ebenso mit der Mobilisierung ausländerfeindlicher Ressentiments.

Eine Politik mit der Angst sei gegenwärtig allerdings nicht nur auf rechte oder rechtspopulistische Kräfte. Deshalb laute die Frage, warum in gegenwärtigen Demokratien die Politik mit der Angst so erfolgreich sei und wie deren Bedingungsgefüge aussehen könnte. Eine mögliche Antwort darauf, mit zwei unterschiedlichen Perspektiven, wäre laut Bargetz die politische Souveränität und die Figur des neurotischen Subjekts (Staatsbürgers).

Bargetz' These ist, dass politische Angst gerade als Krise der politischen Souveränität zu begreifen sei, die sich sowohl im Nationalstaat als auch in der neuen politischen Subjektivierungsweise zeige. Dies wäre eine Verschränkung zwischen einer staatlichen und politisch-subjektiven Dimension. Anhand eines ideengeschichtlichen Rückblicks skizzierte Bargetz die Beziehung von Angst und staatlicher Souveränität. Hierfür begann sie bei Spinoza (1677), der den Staat als Mittel verstanden habe, um den Menschen von der destruktiven Angst zu befreien. Hobbes (1651) hingegen habe die Angst als Ursprung und Grundlage der Politik gesehen. Der Gesellschaftsvertrag sei dazu da, die individuelle Angst in eine kollektive Angst vor der Staatsgewalt zu transformieren. Die staatliche Souveränität werde politisch institutionalisiert und abgesichert. Die Angst trage nach Hobbes nicht nur zur Aufrechterhaltung des Staates bei, sondern schaffe auch die Voraussetzungen für das souveräne Selbst. In der politikwissenschaftlichen Gegenwart argumentiert Samantha Frost (2010), dass Angst als Form der Komplexitätsreduktion begriffen werden könnte, für die der Staat ein geeignetes Objekt biete und zugleich das Handeln der Subjekte miteinschließe.

Mit den ideengeschichtlichen Ausführungen möchte Bargetz zeigen, dass Angst und Politik nichts Gegensätzliches seien.

Sie zeigte in ihrem Vortrag aber mehr als die Verknüpfung zwischen Politik und Gefühl, denn aus ihrer Sicht werde aus einer bestimmten Souveränitätsauffassung eine spezifische Vorstellung von Angst deutlich. Diese Angst sollte für aktuelle Verhältnisse anders verstanden werden. Dafür griff Bargetz auf das Konzept der „gespenstischen Souveränität“ von Avery Gordon (2008) zurück. In diesem Konzept werden die Nachwirkungen einer überkommenen staatlichen Souveränität erläutert und die Auswirkungen auf die Gegenwart erfasst, welche eine Sehnsucht nach einer verlorenen Souveränität beinhalten. Die Vorstellung von einer umfassenden nationalstaatlichen Souveränität war zwar immer schon eine Fiktion, aber eine wirkmächtige Fiktion, die sich nach Wendy Brown (2010) in einem Wandel befindet, da die nationalstaatliche Souveränität gegenwärtig im Schwinden begriffen sei (siehe transnationale Bewegungen, neoliberale Rationalität, internationale Institutionen und postnationale Gesetze). Jedoch sei dieser Prozess zugleich umstritten und umkämpft, wie sich etwa im aktuellen Bau von Mauern und Zäunen – zwischen USA und Mexiko, Iran und Pakistan, China und Nordkorea, Brunei und Malaysien – zeige. Für Brown seien diese Mauern „eher Symbole für ihre Erosion als ein Ausdruck wiederauflebender nationaler Souveränität“. In Bezug auf die gespenstische Souveränität könne von einer Form politischer Melancholie und Sehnsucht nach Herstellung nationalstaatlicher Souveränität ausgegangen werden. Denn für Staatsbürger*innen werde der Gesellschaftsvertrag insofern brüchig, als sie um ihren Schutz und ihre Sicherheit fürchten müssten. Die Identifikation mit dem Staat führe dazu, dass die staatliche Verletzlichkeit auch als eigene Verletzlichkeit gewertet werde. Abhanden komme also nicht nur staatliche Souveränität als Instrument zur Komplexitätsreduktion, sondern auch als subjektiver Orientierungsmodus. Bargetz' These zeigt, dass der nationalstaatliche Souveränitätsverlust nicht nur eine Destabilisierung nationalstaatlicher Ordnung mit sich bringt, sondern stets auch mit den Subjekten verbunden ist. Die Diagnose des zunehmenden Abschottens und Verbarrikadierens sei auch in Europa sichtbar. Dies würden u.a. die jüngsten Debatten über die Sea-Watch 3 zeigen.

Bargetz erweiterte dann ihr Konzept um das Verständnis der neurotischen Angst und bezog sich dabei auf Franz Neu-

manns Buch „Angst und Politik“ (1954), der Sigmund Freuds psychoanalytisches Konzept herangezogen und es in einem demokratiepolitischen Kontext gestellt habe. Während Neumann zu einem besseren Verständnis von autoritären Regierens und demokratiepolitischen Gefahren beigetragen habe, habe Isin (2004) die These aufgestellt, dass neurotische Ängste zur Bedingung des Neoliberalismus und zum Gegenstand verschiedener Regierungsprojekte geworden wären. Das Subjekt neoliberaler Regierungsweisen sei nach Isin „weniger als rationales, berechnendes und kompetentes Subjekt zu verstehen, das Alternativen zur Vermeidung oder Eliminierung von Risiken relativ erfolgreich bewerten kann“. Es sei schlichtweg auf Affekte ausgerichtet, welches Ängste in den verschiedensten Bereichen, beispielsweise in Grenzmanifestationen und Politiken des „othering“ bewältige. Neurotischen Bürger*innen gehe es hauptsächlich um Beruhigung und Besänftigung ihrer Ängste und Unsicherheiten, weshalb sie versuchen den Herausforderungen und dem stetigen Zwang neoliberaler Rationalität und Selbstoptimierung entgegenzutreten. Zentral werde also ein ängstliches, gestresstes und zunehmend neurotisches Subjekt, das sich in letzter Konsequenz das ganz und gar Unmögliche wünsche: absolute Sicherheit.

Gegen Ende ihres Vortrages akzentuiert Bargetz, dass nicht alle im gleichen Maße im Modus der Neurose adressiert werden können, genau so wenig wie sich alle nach nationalstaatlicher Souveränität sehnen. Ihr gehe es um die Betonung, dass es erforderlich sei, neurotische Ängste und gespenstische Souveränität als eine Gefühlsstruktur zu fassen, die unterschiedliche soziale Positionierungen adressiere und unterschiedlich ineinander verwobene Differenzbeziehungen mobilisiere. Deshalb sei die gespenstische Souveränität und die Rede vom neurotischen Subjekt auch aus einer andro- und eurozentrismuskritischen Perspektive in den Blick zu nehmen. Die Idee politischer Souveränität müsse hinsichtlich der Produktivität von Angst letztlich als kapitalistische, „maskulinistische“ und eurozentristische Figur begriffen werden. Abschließend fügte Bargetz kritisch hinzu, dass es fraglich sei, ob eine Mobilisierung rationaler Politik bzw. Vernunft für eine Gegenposition zur Politik der Angst ausreiche.



Brigitte Bargetz (Institut für Politikwissenschaft, Universität Wien)

WIR ODER DIE ANDEREN?

RESSENTIMENT IN POLITISCHEN DISKURSEN

Reinhard Olschanski

Freischaffender Philosoph und Journalist

In seinem Vortrag befasste sich Olschanski zunächst mit dem Begriff des Ressentiment und betrachtete es als eine Gruppe von Gefühlen, die sehr wirkmächtig seien und teils auch sehr untergründig wirken würden. Dadurch sei nicht immer sofort sichtbar, welche Stimmung sich aus den jeweiligen Gefühlen aufbaut. Um die besondere Art der Ressentimentstimmung, welche sich derzeit in einigen Ländern Europas bereitmache, nachzuspüren, legte er den philosophischen Hintergrund dar. Im Konkreten ging Olschanski auf Friedrich Nietzsches phänomenologische Beschreibung des Ressentiment ein. Ressentiment sei demnach etwas, das mit unangemessenen Reaktionen zu tun habe (beispielsweise Wutausbrüche oder lautes Schreien). Besonders wichtig ist in diesem Zusammenhang, dass es eine Haltung ist, die aus der Situation selbst heraus nicht erklärt werden kann. Nietzsche sei diesbezüglich zu der Idee gekommen, dass es eine raum- und zeitversetzte Motivierung sein könnte, also mit der Vergangenheit in Verbindung stehe. Nur das Vergessen allein würde solch eine Motivierung gar nicht erst ermöglichen. Allerdings habe der Mensch des Ressentiments diese Fähigkeit nicht bzw. nur in einem beschränkten Maße (Nietzsche, 1886).

Des Weiteren bezog sich Olschanski auch auf Max Scheler, welcher sich der Frage widmete, wie solch vorausliegenden Angriffe und Verletzungen aussähen könnten, auf die das Ressentiment zurückgeht. Scheler kommt zu einer soziologischen Erklärung, indem er Macht, Geltungs- und Eigentumsdifferenzen und v.a. das soziale Vergleichsbewusstsein der modernen Welt hervorhebt. Scheler nannte diese Komponenten „seelisches Dynamit“, das unkontrolliert hochgehen könne (Scheler, 1912). Dabei handle es sich laut Olschanski um einen Zweikomponentensprengstoff, der erst scharf werde, wenn eine zweite Bedingung hinzukomme. Diese sei, folge man dem Begriff des Politischen und der Freund-Feind-Konstruktion Carl Schmitts (1932), die Bestimmung und Ausdeutung des öffentlichen Feinds. Genau genommen handle es sich um eine machtzynische Konstruktion, denn es gehöre einiges dazu, jemanden zum Feind zu erklären bzw. zu bestimmen. Diese zweite Bedingung diene bestimmten Ressentimentpolitiken und der Arbeit von populistischen Parteien, die u.a. einem strategischen Kal-

kül folgen würden. In diesem Fall gebe es nach Olschanski einen organisierenden Pol, welcher die vielen Alltagsressentiments aufgreife und auf den öffentlich erklärten Feind ausrichte. Als Beispiel für den Zweikomponentensprengstoff diene die Affäre Ibiza-Gate, wo das völlig Korruptierte und Zynische der Politik klar hervorkomme. Als weiteren Bezugspunkt nannte Olschanski dann die Europawahl 2014, bei der es in einem neoliberalen Diskurs der AfD um „die faulen Griechen, die uns den Euro kaputt machen“ und weniger um den völkischen Diskurs und die Flüchtlinge gegangen sei. Weitere einschneidende Ereignisse seien u.a. auch der Brexit und die Wahl Trumps gewesen.

Olschanski beschäftigte sich nachfolgend mit der Rhetorik rechtspopulistischer Parteien, mit dem Ziel ihre konkreten Mechanismen besser zu verstehen. Dabei entdeckte er drei Elemente, welche die Rhetorik bestimmen würden. In Anlehnung an Aristoteles unterschied er zwischen Redner*in, Zuhörer*in und Redegegenstand. In rechtspopulistischen Reden würde die kleine aber feine Verschiebung darin liegen, dass der Redegegenstand kein Gegenstand im sachlichen Sinne sei, sondern eine Person oder eine Personengruppe, die in Bezug Carl Schmitts als öffentliche Feinde ausgedeutet werden könnten. So würden als Feindbilder der AfD etwa die skurrilsten Bezüge dienen, beispielsweise schwarze Fußballnationalspieler*innen, Verkehrspolizist*innen, Eurokraten, Flüchtlinge, Migrant*innen, sowie wahrscheinlich auch alle Teilnehmer*innen der Sommerakademie. Olschanski betonte, dass es bei solchen Diskursen und Auftritten der Ressentimentpolitik analytisch sehr sinnvoll wäre, sich zuerst die Frage zu stellen, wo der Feind sei. Außerdem konstatierte Olschanski, dass sich die Ressentimentpolitik in Deutschland von jener in Österreich unterscheiden würde. Sie würde sich nämlich insofern unterscheiden, als sich Österreich schon in der zweiten Ausbaustufe rechtspopulistischer und ressentimentpolitischer Bewegungen befinde. Diese zu beobachtende zweite Ausbaustufe der Ressentimentpolitik, die sogenannte „ressentimenthafte Herzlichkeit“ bereite ihm Sorgen. Darunter versteht er z.B. eine Politik, welche den Spruch „ein Herz für Österreich“ an die Bevölkerung adressiere. Dies wäre u.a. auch bei FPÖ-Reden sichtbar.

RECHTE ERLEBNISWELTEN – SOZIALPSYCHOLOGISCHE ÜBERLEGUNGEN ZUM RECHTSRUCK

Gudrun Brockhaus

Brockhaus Stiftung, Bochum

Brockhaus plädierte in ihrem Vortrag für eine kritische Sozialpsychologie, da politische Affinitäten, wie beispielsweise der Rechtspopulismus, sich als emotionale Reaktionen auf soziale Lebenslagen verstehen lassen. Rechte oder rechts-extreme Bewegungen geben Versprechen und Antworten auf Bedürfnisse, die aus psychosozialen Konflikten entstanden seien. Einen weiteren Punkt, den Brockhaus betonte, war die Abhängigkeit des Denkens und Fühlens von sozialen Lagen. Das gelte auch für alle Sommerakademie Teilnehmer*innen, die solche Entwicklungen analysieren. Daraus entstehe die Notwendigkeit einer radikalen Selbstreflexion, die die Auswirkungen der eigenen Perspektive auf die Analyse verdeutliche.

Freud habe gesagt, dass Politik, Religion und alle möglichen ideologischen Systeme verwendet werden könnten, um innerpsychische Konflikte durch ideologische Deutungen still zu stellen. Zum Beispiel könnten Personen durch die Übernahme einer nationalsozialistischen Selbstdeutung als arische Herrenmenschen den Gefühlen von Ohnmacht, Demütigung oder Beschämung wirkungsvoll entgegenreten. Die Entgegensetzung von „rational“ und „emotional“ wäre falsch und verstelle nur den Zugang zum Verständnis, so Brockhaus. Der sozialpsychologische Zugang frage nach den gesellschaftlichen, historisch-spezifischen Lebensumständen, die die Entstehung bestimmter Gefühle nahelegen würden. Diesen Zugang finde Brockhaus für die Erklärung des Rechtsrucks am sinnvollsten. Die Affinität, die innere Bereitschaft für nationalistische und ausschließende hassvolle Weltdeutung, würden mit der vielfältigen Krisenerfahrung in der neoliberalen globalisierten Gesellschaft zusammenhängen. Der Übergang von der Nachkriegsordnung und dem relativ funktionierenden Sozialstaat in eine nicht mehr kontrollierbare, deregulierte und globale Marktökonomie gehe für viele Menschen mit individuellen Erfahrungen von Deklassierung, Ohnmacht, Unsicherheit, Überforderung und Entfremdung einher. Diese Menschen verstehen sich dann beispielsweise als Anhänger*innen eines ausgebeuteten Proletariats. Der eigene Status werde durch individualisierte Konkurrenzbeziehungen ermittelt, sodass Scheitern als Folge persönlichen Unvermögens gedeutet werde. Die Wahrnehmung als betrogenes Volk weise

aus dieser Deutung heraus und erlaube wieder eine positive kollektive Identität.

Dies führt Brockhaus zurück zu einer radikalen Selbstreflexion und sie stellt die Frage, aus welchen Nöten und unerfüllten Sehnsüchten heraus eine rechte Weltanschauung und Lebenshaltung interessant werde. Brockhaus vertritt die Auffassung, dass es hierbei kaum mehr um besorgte Bürger*innen geht, die um Anerkennung ihrer Nöte bitten, sondern es habe sich beinahe überall eine rechte Machtergreifung am Horizont breitgemacht oder bereits vollzogen, auch in Deutschland. Eine kollektive, wie individuelle Radikalisierung sei zu beobachten, weshalb die jüngsten Entwicklungen nicht zu unterschätzen seien. Politiker*innen werden tödlich angegriffen, gar ermordet und andere in der Öffentlichkeit stehenden Personen mit Mord bedroht. Kulturprojekte würden aufgrund von AfD-Initiativen nicht mehr finanziert, Erinnerungskulturen blockiert und Fördergelder gestrichen. Selbstzensur setze ein und verhindere eine scharfe kritische Auseinandersetzung mit Rechtspopulisten. Die Rechten würden bereits Teile des Fernsehens kontrollieren und jedenfalls die Kommentarseiten des Internets. Jüdische Menschen würden wieder die Emigration erwägen, Kommunalpolitiker*innen würden aufgeben und Forscher*innen zu unverfänglicheren Themen als die Rechtsentwicklung wechseln.

Anschließend ging Brockhaus auf die Resouveränisierung ein. Demnach wären wir umso stärker der Gefahr eitler armseliger Überlegenheitsgesten gegenüber Rechten ausgesetzt, je größer unsere Hilflosigkeit im Angesicht ihrer Erfolgsagenda sei. Die abwertenden Diagnosen ihrer Dummheit, ihrer Irrationalität und ihres destruktiven Narzissmus würden das Verständnis verstellen, warum sich so viele intelligente, moralisch verantwortliche Erwachsene dem Hass und der Zerstörungswut ergeben. Hier griff Brockhaus auf die Erfahrungen der Psychotherapie zurück, auf das Wissen, dass man destruktivem Agieren ausgesetzt sei und dass man oft durch Leid und Not dazu bewegt werde. Sie plädierte für Empathie und Offenheit, selbst für Offenheit für die Nöte der Hass-Propheten, aber nicht mit einer naiven oder überheblichen Vorstellung einer individuellen Therapie. Hinsichtlich dieser „rechten Erlebnisswelten“ argumen-



Diskussion mit Teilnehmer*innen und Referent*innen - Gudrun Kramer (ASPR Direktorin) und Gudrun Brockhaus (Brockhaus Stiftung, Bochum)

tierte Brockhaus, dass die Identifikation mit rechts mehr beinhalte als eine kognitive, ideologische Überzeugung. Diese Identifikation beruhe auf einem tiefgreifenden rechten Lebensgefühl bzw. einer rechten Lebenseinstellung, wie sie bei den Identitären und den rechten Jugendbewegungen sichtbar werden. Diese würden sich weniger über eine klar ausformulierte Ideologie definieren, sondern mehr über gemeinsame Kleidung, Musikgeschmack und Gewaltbereitschaft. Die kritischen Bemühungen der intellektuellen Entlarvung dieser Gefühlswelt könnten hier nur wenig ausrichten. Weiter führte Brockhaus aus, dass sich Menschen in Deutschland, ähnlich wie Trump-Anhänger*innen, vermehrt als vom Establishment Betrogene, Verratene und gegenüber anderen Minderheiten als Benachteiligte verstehen und nun als verkannte Avantgarde für Freiheit und Lebensrechte Einheimischer kämpfen würden. Gemeinsam sei ihnen das Fremdfühlen im eigenen Land, das Gefühl der Deklassierung und der Geltungsverluste.

Abschließend fasste Brockhaus die rechten Erlebnisswelten in drei Punkten zusammen:

1) das populistische Moment - die Zerstörung der affektiven Bindung an die bestehende soziale Ordnung, indem das

vorher Begehrte, etwa Erfolg und Anerkennung durch Eliten abgewertet und verächtlich gemacht würden. Die Folgen seien eine Entsolidarisierung, massiver Vertrauensentzug gegenüber den Institutionen wie der Demokratie, des Parlamentarismus, der Bürokratie, des Erziehungssystems, der Wissenschaft sowie der Presse und der Massenmedien, die durch sogenannte Alternativen und alternativen Fakten – ohne gemeinsamer Faktenbasis – ersetzt würden.

2) die Sehnsucht nach Sicherheit, mit dem Hinweis auf Zygmunt Baumanns Buch „Retrotopia“ (2017), in welchem die verzweifelte Sehnsucht nach Kontinuität und Stabilität in einer fragmentierten Welt beschrieben werde, die zu einer epidemischen Nostalgie führe mit einer idealisierten Rückkehr zu Gemeinschaft, Leistung und Ordnung als Zukunftsvision. Das System gelte als im Innersten verfault, es müsse und dürfe mit radikaler Kompromisslosigkeit zerschlagen werden, denn man selbst sei das Opfer, das übergangen und betrogen wurde. Da das Opfer unschuldig sei, habe es das moralische Recht auf schuldgefühlsfreie Rache.

3) die Hypermoral und die Erlaubnis zur Regression. Das Wir werde nicht positiv begründet, sondern durch eine permanente, fast süchtige Abgrenzung vom Feind.

DYNAMICS OF EMOTIONS IN CONFLICT – HOW LOW-POWERED GROUP MEMBERS REACT TO CONFLICT EVENTS

Oliver Fink

Interdisciplinary Center Herzliya, Israel

Der Vortrag von Oliver Fink beschäftigte sich mit der Dynamik von Emotionen in intractable conflicts, also mit langanhaltenden und hartnäckigen Konflikten. Er bezog sich dabei u.a. auf den Ansatz seines Lehrers Eran Halperin.

“Intractable conflicts are one of the most difficult problems of contemporary human society. They involve mass violence and fundamentally harm the well-being of the involved citizens as well as ... the potential development of the involved societies in their entirety.” (Halperin, 2016)

In seinem Forschungsprojekt widmete sich Fink einem solchen intractable conflict: dem Israel-Palästina-Konflikt. Anhand dessen hat er die Frage aufgeworfen, wie man solchen Konflikten am besten begegnen könne, mit dem Ziel diese besser zu verstehen und anschließend zielgerichtete Interventionen anbieten zu können. Dafür hielt es Fink für unumgänglich, die dahinterstehenden Emotionen zu verstehen. Seine These lautete, dass diese Art von Konflikten nur verstanden werden können, wenn die dahinterliegenden individuellen und kollektiven Emotionen (Gruppenemotionen) verstanden werden. Grundlage dafür sei die Notwendigkeit, die Ursprünge und Hintergründe in der Geschichte des Konflikts zu verstehen und zu berücksichtigen. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen legen nahe, dass in sehr intensiven (Konflikt-) Situationen die spezifische Fusion von individuellen Emotionen und Gruppenemotionen der wichtigste Prädiktor für ein konfrontatives bzw. radikales Verhalten sei. Diese Fusion könne allerdings nur anhand ihres Kontextes verstanden werden. Auf der Basis der empirischen Forschungsdaten konnten unterschiedliche Kontextintensitäten gefunden werden. Um den Zuhörer*innen ein Bild der verschiedenen Kontextintensitäten zu ermöglichen, zeigte Fink anhand eines Beispiels die verschiedenen Intensitäten: Zu Beginn seiner Forschung war es in Israel relativ ruhig; ein Drittel der Befragten gab an, dass es keine besonderen Ereignisse gab. Die erste Follow-up Umfrage war nach dem Beschluss der Verlegung der US-Botschaft nach Jerusalem. Dieses Ereignis wurde als äußerst intensiv bewertet und wurde von massiven Demonstrationen begleitet. Die zweite Follow-up Umfrage war nach den Ereignissen in Gaza, rund um die sogenannten „Marches of Return“. Diese Vorkommnisse wurden ebenfalls als intensiv bewertet. Sie wurden ebenfalls von Unruhen begleitet, waren allerdings

mit deutlich weniger Ausschreitungen verbunden und wurden letztlich von Westbank-Palästinenser*innen auch nicht so stark bewertet wie die Verlegung der US-Botschaft. Im Rahmen dieser Untersuchung konnte Fink eine weitere wichtige Erkenntnis gewinnen: Es mache keinen allzu großen Unterschied, ob Personen etwas direkt erleben oder bloß davon hören würden.

Das zweite Forschungsprojekt von Oliver Fink war eine qualitativ angelegte Studie, welche detaillierte Berichte über emotionale Veränderungsprozesse beinhaltete. Teilgenommen haben 12 erwachsene Palästinenser*innen, die an gemeinsamen Pro-Friedensaktivitäten und früher an konfrontativen Aktionen beteiligt gewesen waren und zum Zeitpunkt des Projekts entweder im Gefängnis saßen und/oder den Verlust enger Verwandter durch Gewalt erlebten. Die aufgestellte Forschungsfrage für das Projekt lautete: „Was sind die situativen Faktoren und Mechanismen des Wandels vom Konfrontations- zum Friedensaktivismus?“ Dieser Fragestellung liegt die zentrale Annahme von Hameiri, Bar-Tal und Halperin zugrunde:

„Mitglieder einer Gesellschaft, die in einen widerspenstigen Konflikt verwickelt sind, sind in ihren konfliktunterstützenden gesellschaftlichen Überzeugungen eingefroren. Die größte Herausforderung ist, wie man diese Überzeugungen auftaut, diese Barrieren überwindet.“ (Hameiri, Bar-Tal & Halperin, o.J.)

Bezugnehmend auf die Schwierigkeit der Überwindung von solchen Überzeugungen und Barrieren, versuchte Fink, Ausnahmen zu finden, d.h. Einstellungen, die sich gegen diesen Trend von eingefrorenen Überzeugungen richteten. Hierfür bezog sich Fink u.a. auf das Konzept des Kohärenzgefühls (SOC) von Antonovsky (1997), welches als Orientierung dafür diene, inwieweit jemand die Umwelt als verständlich, überschaubar und sinnvoll empfindet. Das SOC sei ein vielversprechender Situationsfaktor in so genannten spontanen Veränderungsprozessen, welches dazu ver helfe auch ohne Intervention eine Veränderung herbeizuführen. Die Idee sei also gewesen, dass die Gefühlsveränderungen der Kohärenzniveaus mit emotionalen und verhaltensändernden Faktoren verbunden seien. Individuen, die mehr prosoziales Verhalten zeigen würden, hätten höhere Ebenen des Gefühls der Kohärenz. Die Untersuchung zeigte, dass Menschen i.d.R nicht als gewalttätige



Kate Sheese (Sigmund Freud Privatuniversität, Berlin), Oliver Fink (Interdisciplinary Center Herzliya, Israel), Poul Pøder (Institut für Soziologie, Universität Kopenhagen) und Isabel Bramsen (Centre for Resolution of International Conflict, Universität Kopenhagen) (v.l.)

Aktivist*innen starteten. Für 9 von 12 der befragten Personen sei es ein Ereignis gewesen, der Verlust von jemandem oder eine gewaltsame Konfrontation, wodurch dann die negativen Emotionen ausgelöst wurden. Der gleiche Effekt sei auch in einer anderen positiven bzw. friedvollen Richtung zu beobachten. Eine respektvolle Begegnung, Empathie, Hoffnung, Lernfähigkeit und eine Perspektivenübernahme konnten als konstitutive Bestandteile für die Möglichkeit einer Neubewertung festgestellt werden.

Fink schloss seinen Vortrag mit einem Zitat eines Arztes aus Gaza. Dieser habe selbst zwei Töchter bei den Auseinandersetzungen in Israel verloren, sei selber nie hasserfüllt gewesen: „Die größte Massenvernichtungswaffe ist der Hass, in den man nicht hineinschlittern dürfe. Dafür ist es notwendig, sich mit der dahinterliegenden Wahrheit auseinanderzusetzen“.

MICRO-SOCIOLOGICAL DYNAMICS OF EMOTIONS IN CONFLICTS AND CONFLICT TRANSFORMATION

Isabel Bramsen Center for Resolution of International Conflict, University Copenhagen

Poul Poder Institute of Sociology, University Copenhagen

Bramsen und Poder plädierten in ihrem Vortrag für einen mikrosoziologischen Zugang zum Verstehen der Dynamik von Emotionen in Konflikten. Dafür seien die jeweiligen Konfliktsituationen von großer Bedeutung, weshalb beide argumentierten, dass Emotionen durch soziale Interaktionen erzeugt werden. Dies sei deswegen wichtig, da nur durch die Berücksichtigung von sozialen Interaktionen die Handlungsfähigkeit bzw. die Handlungs- und Wirkungsweisen von Individuen und Gruppen verstanden werden können.

Bramsen und Poder stellten vier Formen sozialer Interaktionen vor, welche unterschiedliche Typen von emotionaler Energie generieren und äußerst dynamisch seien: eine kooperative, dominierende, konfliktgeladene und loslösende Interaktionsform. Diese Typologie sei nicht zufällig, da sie eine Begründung in der mikrosoziologischen Ebene aufweist. Hinsichtlich der Konflikttransformation würden Transformationsformate von Situationen praktikabler sein als eine sich verändernde Geschichte, Sozialisation und Persönlichkeit der Konfliktparteien.

Kernanliegen ihres Vortrags war die Herausarbeitung der Bedeutsamkeit von sozial erzeugter emotionaler Energie, welche die Handlungsweise formt. Grundsätzlich beziehe sich das Spüren und Fühlen einer Emotion auf ein Objekt, auf etwas, das gesagt oder getan wurde, auf ein Bild oder ein Ereignis. Dieses Gefühl, beispielsweise Wut, werde durch etwas hervorgerufen, das entweder real passiert ist oder von einer oder mehreren Personen als real angenommen wird. Außerdem richtet sich die Emotion auf ein bestimmtes Ziel, eine bestimmte Motivationskraft oder Aktionstendenz. Das würde dazu führen, dass bestimmte Dinge eher angenommen

und getan werden als andere. Durch körperliche und erfahrungsmäßige Empfindung definiert, kommt den Emotionen auch ein Ausdrucksaspekt zu. Dies führt Bramsen und Poder weiter zur Bedeutung von Einstellungen. Obwohl diese auch eine emotionale oder affektive Dimension besitzen würden, können sie von der Emotion unterschieden werden. Wesentlich dabei ist, dass Einstellungen nicht durch ein körperliches Gefühl gekennzeichnet sind.

Daran anschließend machten Bramsen und Poder auf überkommene Hypothesen aufmerksam, welche es zu überwinden gelte, um ein breiteres und produktiveres Verständnis von Emotionen zu erhalten sowie adäquatere Handlungsweisen zu generieren. Emotionen müssten ihnen zufolge nicht nur individuell, irrational, sowie notwendigerweise sichtbar, kurzlebig und episodisch sein. Genauso wenig hätten nur negative Emotionen einen funktionalen Wert. Gerade der Aufbau und die Erweiterung von einer Theorie der positiven Emotionen könnte dazu verwendet werden, um vorhandene Handlungsressourcen zu erweitern. Beide betonten die Relevanz eines situativen Zugangs für ihre Forschung zu Konflikt und Emotionen. Dafür sei im Besonderen die Interaktionale Ritualtheorie von Randall Collins (2005) und seine Vorstellung von grundlegenden Mechanismen des gesellschaftlichen Lebens sehr relevant. Dabei werden folgende rituelle Komponenten von Interaktionsritualen untersucht: Gruppenbildung, Bar-

Emotionale Energien (eE)	Emotionale Ausdrücke/Gemütsverfassung	Einstellung
Positive eE	Glück, Freude, Hoffnungslosigkeit, Begeisterung, Selbstvertrauen, Vertrauen	Weltoffenheit und Neugier
Verminderte eE	Angst, Depression, Traurigkeit, Hoffnungslosigkeit, Langeweile, Ermüdung	Gleichgültigkeit, geschlossene Haltung, Teilnahmslosigkeit
Negative eE	Wut, Groll, Zorn, Ressentiments	Feindseligkeit, Skepsis, Verdacht, Misstrauen

Tabelle „Emotionale Energien, Audrücke und Einstellungen“

riere für Außenstehende, gegenseitige Konzentration der Aufmerksamkeit und gemeinsame Stimmung. Als rituelle Wirkungen von Interaktionsritualen gelten Gruppensolidarität, emotionale Energie, Symbole sozialer Beziehungen und Standards der Moral.

Daran anschließend zeigte Bramsen, wie der mikrosoziologische Zugang in der Praxis umgesetzt werden könne. Dabei lag ihr Fokus auf spezifische Situationen bzw. partikulare Konflikte. In diesem Sinne werden die Mikrodynamiken von Makroereignissen abstrahiert, da der Konflikt nicht nur auf einer makrosozialen Ebene bestehe, sondern von Individuen alltäglich erfahrbar sei. Bramsen illustrierte dies anhand von Beispielen in Konfliktsituationen, bei denen situationsbedingte Emotionen gezeigt wurden und sich in Abhängigkeit der Situation mit den verschiedenen Formen der emotionalen Energie verbanden. Die Erregtheit bzw. Energiegeladenheit von Konfliktparteien betonte Bramsen besonders, da sie maßgeblich das Verhalten steuern würde. Sie nannte

weitere Beispiele, u.a. Begräbnisse von Aktivist*innen, Proteste, Demonstrationen und Friedensverhandlungen, bei denen die jeweiligen Konfliktparteien entweder „energized“ mit positiver Auswirkung auf die emotionale Energie oder „de-energized“ mit Auswirkungen auf die negative emotionale Energie beschrieben wurden. Geografisch orientierten sich Bramsen und Poder dabei sowohl am arabischen Frühling als auch an den Konflikten im ehemaligen Jugoslawien, in Ruanda sowie in Israel-Palästina.

Abschließen fassten Bramsen und Poder zusammen, dass die Handlungsweisen der Konfliktparteien stets emotionale und dynamische Angelegenheiten beinhalten. Diese seien allerdings nicht willkürlich, da sie einer situativen und interaktiven Logik folgen würden. Die entwickelte Interaktionstypologie liefere eine komplexe Analyse der Konfliktlage, der Prozesse der Generierung von emotionalen Energien, sowie der Bedingungen und Möglichkeiten von Konflikttransformation.

RESSENTIMENT NEU DENKEN: ZUR BEDEUTUNG EINES SCHWIERIGEN BEGRIFFS IN DEN AKTUELLEN POLITISCHEN DEBATTEN

David Becker Sigmund Freud Privatuniversität, Berlin

Jeanne Riou School of Languages, Cultures and Linguistics, University College Dublin

Daniel Strassberg Department Geistes-, Sozial- und Staatswissenschaften, ETH Zürich¹

Die Abendveranstaltung begann mit dem Vortrag von Jeanne Riou, die darin auf den Ressentiment-Begriff des 19. Jahrhunderts und auf die emotionale Ansteckung des Ressentiments Bezug nahm. Daraus leitete sie die Frage ab, ob Parallelen zum Rechtspopulismus bzw. Rechtsruck in unserer heutigen Zeit gezogen werden können. Ihr Ausgangspunkt ist, dass angesichts des zunehmenden Fremdenhasses subjektkritische Philosophien und Philosophien der Alterität wieder stärker hervorzuheben seien und dass das Wir im gegenwärtigen politischen Diskurs einer kritischen Korrektur bedarf.

In ihren Ausführungen bezog sich Riou zunächst auf Max Scheler. So strittig und widersprüchlich Max Schelers Positionen in seinem berühmten Ressentimentaufsatz auch sein mögen, so lieferte er dennoch mit vielen Beispielen einschlägige Analysen der Macht und war in seiner Beschreibung des Ressentiments sehr differenziert. Darin beschrieb Scheler u.a. die Art und Weise der problematischen Identifikation der „Schwachen“ mit den „Mächtigen“.

Außerdem sei für Scheler nicht die christliche Moralvorstellung für das Ressentimentdenken verantwortlich, sondern das, was der Psychologe Theodor Lipps in seiner Einfühlungstheorie als Ansteckung beschrieben habe. Nur mache Scheler die weitere Unterscheidung zwischen den affektgetriebenen und schwachen Subjekten und dem phänomenologischen Akt der Liebe als Akt des Schenkens. Nicht das Ressentiment, sondern das Schenken stehe im Zentrum der christlichen Moralvorstellung. Daraufhin warf Riou die folgenden Fragen auf: Mit welchen Prozessen haben wir es zu tun, wenn Menschen populistische Parteien unterstützen? Ist die Entscheidung für eine „volksnahe“ Politik mit einer Anti-Migrations-Rhetorik eine Reflexhandlung, die aus der Angst entsteht? Ist das eine verständliche Reaktion in Krisenzeiten, bei denen die eigene Existenz potentiell ständig bedroht ist? Wie ist es zu verstehen, dass der Kontakt zu schwächeren bzw. vulnerablen Menschen vermindert werden möchte? Mögliche Antworten darauf könnten wieder von Scheler, aber auch von Nietzsche kommen, so Riou. Beide beziehen sich auf Schopenhauers Hervorhebung des Mit-

leids im Sinne einer ethischen Aufmerksamkeit und üben daran Kritik. Denn, wenn wir uns wie Schopenhauer zu sehr mit dem Elend der Anderen befassen, richten wir uns selbst zu Grunde. Das Leid an sich wirke emotional ansteckend. Diese Ansteckungsgefahr durch eine vulnerable Menschheit sei ein Leitmotiv des Ressentiment-Diskurses um 1900. Diese Rhetorik sei dann auch in die Psychologie und in die frühe realistische Phänomenologie aufgenommen worden. So sehr sich Nietzsche und Scheler speziell in Bezug auf den Gedanken der christlichen Menschenliebe unterscheiden würden, so sehr seien sie sich in ihrer Kritik der besonderen Aufmerksamkeit für das Leiden Anderer bei Schopenhauer einig. Ihre These sei, dass die ansteckende Vulnerabilität des Anderen als Gegenstand der Wahrnehmung dazu imstande sei, etwas Gefährliches zu leisten, nämlich im Subjekt selbst etwas zu ändern.

Ressentiment, so Riou, hätte mit dem Erleben zweiter Hand zu tun oder mit Zurückschrecken vor dem Erleben. Menschen würden durch die Krankheit, die sie in zweiter Hand als Mitgefühl erleben, angesteckt und somit müde und gelähmt werden. Für Scheler sei die Ohnmacht beim Ressentiment entscheidend, weil dann kein Handeln mehr möglich werde. Angesichts der wirtschaftlichen Verhältnisse in der Gegenwart sei laut Riou das Gefühl der Ohnmacht verständlich und verbreitet. Die Verunsicherung des Einzelnen in einer globalisierten Welt, in der die traditionellen Arbeitsformen des industriellen Zeitalters zunehmend abhanden kommen würden, haben leider zu einer tiefsitzenden Angst und Aggression gegenüber dem nicht-europäischen phantasmagorischen Anderen geführt. Nach Achille Mbembe (2014) werde heutzutage wieder ein Feind imaginiert, den es zu bekämpfen gelte. Der Bedarf eines Feindes bzw. Feindbildes könne am besten in den veränderten Verhaltensweisen von Menschen in einer Massengesellschaft gesehen werden. Bereits George W. Bush habe mit seinem „War on Terror“ eine latente, aber obsessive Sicherheitsidealisierung erneut aktiviert, so Riou. Seitdem gelte, den Fremden als Feind zu sehen. Immer wieder müsse darauf aufmerksam gemacht werden, dass dies kein naturgegebener Zustand sei. Immer wieder müsse dagegen Widerstand geleistet werden.

Riou erinnerte daran, dass nichts in einem Vakuum geschieht. Die Geschichte der Fremdenfeindlichkeit und die Privilegierung des weißen europäischen Subjekts seien verheerend. Ideen und kulturgeschichtliche Traditionen würden fortwirken, auch im Zusammenhang mit politischen Ereignissen. Der französische Philosoph Emmanuel Lévinas (1995) kritisiere zurecht, dass in der westlichen Philosophie das Andere als Anderes immer suspekt erschienen sei. Das Andere würde immer zu etwas, das gedeutet, demarkiert und erklärt werden müsste. Das hieße, dass die Autonomie des Bewusstseins in der Philosophie Vorrang habe. Sogar Freud, so Riou, habe nebenbei bemerkt, dass es in jeder Kultur und in jeder Epoche selbstverständlich sei, dass die eigene Gruppe Vorrang habe über das Andere. Riou fragte sich aber, ob dem wirklich so sei, und was wäre, wenn das nicht stimmt? Mit dem Anderen in Kontakt zu treten sei für Lévinas die ethische Verantwortung der Philosophie. So abstrakt diese Idee in seinen Schriften manchmal formuliert worden sei, hielt Riou dieses Vorhaben für das Gegenteil des Ressentiments und für das Gegenteil dessen, was die Ressentiment-Kritiker Nietzsche und Scheler bezweckten.

Der Vortrag von David Becker führte zunächst noch weiter in die Geschichte zurück, nämlich ins Jahr 1690, wo in Frankreich erstmals das Wort Ressentiment erklärt und diskutiert wurde. Der Begriff sei mehrfach determiniert, zum einen als eine Art Erinnerung an etwas, was einem passierte, zum anderen als eine Reaktion darauf. Schon damals sei klar gewesen, dass es zwei Arten von „Re“ geben müsse: „Wieder“ und „Wider“. Diese zwei Arten des „Re“ gelte es sich zu vergegenwärtigen, sowie auch den Umstand, dass Ressentiment nicht immer nur etwas Negatives bedeutete, sondern eine zentrale moralische Erfahrung beinhaltete. Heute würden wir zwei sehr verschiedene Ressentiment-Begriffe haben. Auf der einen Seite Nietzsche und Scheler, die Ressentiment als verschobene Moral, Seelenvergiftung, heimlichen Groll der Schwachen und Unterlegenen verstehen. Auf der anderen Seite Jean Amery, ein Überlebender des Holocaust, der Ressentiment als notwendige und aufrechterhaltende Empörung der Opfer gegenüber den Tätern als Grundlage der Moral definierte. In seinem Buch „Jenseits von Schuld und Sühne“ (1966)

grenzte Amery das Ressentiment gegenüber zwei Seiten ab: gegen Nietzsche, der das Moralische verdammt, und gegen die moderne Psychologie, die es nur als einen störenden Konflikt denken könne. Amery habe also nicht nur argumentiert, dass er ein Ressentiment aufrechterhalten wolle, um damit den Täter moralisch zu konfrontieren, sondern er habe uns auch erzählt, dass es um ihn und seinen geschundenen Körper gehe, sowie um seine Einsamkeit, gegen die er ankämpfte. Amery verstehe sich als moralische Korrektur eines Konfliktes, der nicht wegzumachen sei, solange eine solche Moral es nicht gestatte. Er habe von der Notwendigkeit gesprochen, die Vergangenheit in der Gegenwart lebendig zu halten und durchzuarbeiten, und er argumentierte, dass der Satz „Was geschah, geschah“ ebenso wahr wie moral- und geistfeindlich sei, denn der sittliche Mensch fordere die Aufhebung der Zeit, insbesondere durch Festnagelung des Täters an seine Untat. D.h. das Vergeben und das Vergessen sei unmoralisch. Dies sei aber nicht so zu verstehen, dass Rache geübt werden solle. Vielmehr geht es um eine Vergangenheitsorientierung, welche eine Aufarbeitung, Weiterverarbeitung und Anerkennung der Vergangenheit in der Gegenwart ermöglichen solle. Becker bezog sich daraufhin auf den Begriff des „Traumas“, wobei das Ressentiment - mit seinen zwei Gesichtern - der Cousin des Traumas sei. Im Ressentiment-Begriff finde sich einerseits die Moral, welche so etwas wie die richtige Empörung als Grundlage jedweder politischen Veränderung voraussetze, und andererseits die Möglichkeit, dass sich eine solche Moral verhärte, kaputt gehe und zerbreche, wie Nietzsche und Scheler argumentierten. Im Sinne dieser beiden Gesichter fänden sich im Ressentiment immer Verletzungen, die konkret psychosozial seien. Diese Verletzungen finden statt im Rahmen von Vergemeinschaftungsprozessen (Weber) und würden sowohl spezifische Machtverhältnisse als auch Anerkennungskonflikte bzw. Missachtungsproblematiken (Honneth) reflektieren. Diese Verletzungen seien sozial, würden sich aber gleichzeitig konkret im Körper psychisch und physisch einschreiben. Das sei laut Becker besonders wichtig, weil er aus eigener Erfahrung wisse, dass das Reden mit verfolgten Personen über gesellschaftliche Konflikte gerade für Opfer mitunter unerträgliche Begleiterscheinungen habe könne. Abhängig von den spezifischen kontextuellen Verhältnissen könne die Ausprägung des Ressentiments im Sinne Amerys



Julia Struppe-Schanda (ASPR), David Becker (Sigmund Freud Privatuniversität - SFU Berlin), Gudrun Kramer (ASPR Direktorin), Leonard Brixel (SFU Berlin) und Jeanne Riou (School of Languages, Cultures and Linguistics, University College Dublin) (v.l.)

als zukunftsweisende Moral erscheinen, die den Verletzungen aus der Vergangenheit Rechnung tragen, oder als selbstentfremdende und verschleiende Verschiebungen und Projektionen im Sinne Schellers, in denen die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit in der Gegenwart verweigert werde. Aus diesen beiden Polen ließen sich viele verschiedene Varianten bilden, die es zu beschreiben gelte. Aus Beckers Sicht sei es daher besonders relevant, das mögliche Umkippen einer gerechten Empörung in selbstzerstörerischer Verhärtung und Verbitterung daraufhin zu untersuchen, wann und wie das passiere, ebenso wie der Zugang zu den wirklichen Verletzungen gerade da gesucht werden müsse.

Wenn Vergemeinschaftungsprozesse Raum für Verletzlichkeit schaffen würden, so Becker, dann gäbe es mehr Möglichkeiten für Moralisierungprozesse im Sinne Amerys. Aber je weniger ein solcher Raum geschaffen werde, desto höher sei das Risiko, dass manipulierbare Subjekte produziert werden. Ein gesellschaftlicher Raum, welcher die Verletzlichkeiten zulässt, kann die Solidarität und Beziehung stärken. Becker schloss mit den Worten, dass Amery sich letztlich das Leben nahm, wegen der Einsamkeit, aus der er nicht mehr heraus kam. Genau dagegen gelte es zu kämpfen.

¹ Daniel Strassberg konnte leider aus privaten Gründen nicht teilnehmen. Sein Beitrag wurde deshalb vom Moderator Leonard Brixel vorgetragen. Der Beitrag kann unter <https://www.republik.ch/2019/05/14/politik-ohne-zukunft> nachgelesen werden.

JENSEITS DER IDENTITÄTSPOLITIK

Luca Di Blasi

Institut für Systematische Theologie, Universität Bern

Luca Di Blasi ging es in seinem Vortrag um den Versuch zu verstehen, warum rechte Parteien eines neuen Typus, der sogenannte Rechtspopulismus, in den letzten Jahren so hohe Resonanz in westlichen Ländern erlangen konnten. Obwohl es verführerisch sei, die Übereinstimmungen der aktuellen Verhältnisse mit jenen vor über 100 Jahren zu vergleichen, war es ihm wichtiger zu fragen, was eben das „Neue“ oder das Spezifische dieser heutigen Bewegungen sei. Dieses Spezifische sehe er in der neuen rechten Identitätspolitik, wobei er zwei Thesen in den Mittelpunkt seines Vortrages stellte: Die erste These lautete, dass die Identitätspolitik genau jene ergriffen habe – v.a. heterosexuelle weiße Männer, welche nach einem progressiven Verständnis niemals Gegenstand intersektioneller Zusammenschlüsse sein können. Denn dem LGTBIQ könne prinzipiell kein „H“ für heterosexuell hinzugefügt werden. Darin liege das zentrale Problem hinsichtlich der bisherigen identitätspolitischen Prozesse. Die neue „Gruppe“, d.h. die neue rechte Bewegung bilde sich diametral gegen die progressive Identitätspolitik. Die Folge ist, dass sich beide Seiten als Feinde gegenüberstehen. Di Blasi beschreibt die rechte Identitätspolitik metaphorisch als einen Zusammenschluss von Sklavenhaltern, welche sich vor der Abschaffung der Sklaverei fürchten würden. Die zweite These beinhaltete das Zusammenspiel der Elemente der Verletzung und der Berechtigung. Demnach dürften diese beiden Komponenten weder ausschließlich anhand sozialer und ökonomischer Kategorien, noch anhand von Anerkennungskategorien in den Blick genommen werden. Auch eine einfache additive Verbindung zwischen Verletzung und Berechtigung reiche nicht aus, um dieses komplexe Zusammenspiel zu verstehen. Es gehe um eine spezifische Pendelbewegung, ein Hin- und Her-Springen zwischen den beiden Komponenten. In Anlehnung an eine Kolumne von Caroline Emcke, erläuterte Di Blasi diese Thesen anhand einer Geschichte.² Gegenstand dieser Geschichte ist der fiktive Fall, dass Bürger*innen aufgrund ihrer Körpergröße verwehrt wird, die Oper Parsifal zu besuchen. So sei die Körpergröße relevant, „weil ihr von außen eine Bedeutung zugeschrieben wird, weil sie entscheidet, wer in die Oper darf und wer nicht. [...]“

Zu den mehr oder minder mutwilligen Missverständnissen über „Identitätspolitik“ gehört die Unterstellung, Angehörige von Minderheiten lehnten liberale Gesellschaftsmodelle oder universale Prinzipien ab, weil sie Werte kulturell relativierten. Das Gegenteil ist üblicher: Um Diskriminierung zu kritisieren, braucht es keine aufgeladenen Konzepte von essenzieller Identität, sondern gerade eine Orientierung an den universalen Prinzipien von Freiheit und Gleichheit. Allein: Um eine konkrete Diskriminierung zu belegen, braucht es eine dichte Beschreibung der Art und Weise, in der benachteiligt wird – und da kommen dann Hinsichten wie Körpergröße oder Hautfarbe ins Spiel“ (Emcke, 2019).

Dieses Gedankenexperiment zeige treffend zwei Probleme bei der Kritik der progressiven Identitätspolitik: Partikularität und Relativität. Sie fordert, dass man sich auf universelle Prinzipien stützen solle. Was Emcke bei ihrem Märchen allerdings vergessen habe, sei der Aspekt, dass nicht über das Eintrittsgeld zur Oper gesprochen wurde. Doch erst mit diesem Element sei man in der Lage, das Gedankenexperiment um jene Wendung weiterzudrehen, die es erlaube zu verstehen, warum die Kritik der progressiven Identitätspolitik so deutlich zugenommen habe. Das Grundproblem dieser willkürlich gesetzten Kategorien (z.B. Körpergröße) bestehe gerade im Ausblenden von sozioökonomischen Fragen. Denn selbst wenn Menschen die besagte Körpergröße erfüllen würden, hieße das noch nicht, dass diese tatsächlich so privilegiert seien und die Oper besuchen könnten. Emcke berücksichtige diesen Aspekt nicht, weil dies den Hauptvorwurf an jene progressive Identitätspolitik bestätige, welche sie in Schutz nehmen wolle – dass nämlich die Fixierung auf die Anerkennung aufgrund von Merkmalen (z.B. Hautfarbe, Geschlecht, sexuelle Orientierung, Religion etc.) zu einer Vernachlässigung sozialer Aspekte führe und damit notwendig zu einer Verkennung der Lage. Hier spiegle sich eine alte Konfliktlinie wieder, die im Zusammenhang mit den Begriffen „Klasse“ (Marx) und „Status“ (Weber) stehe und sich um die Frage nach Umverteilung oder Anerkennung drehe. Es gehe um Prestige- und Privilegienverlust, also um Status- und Anerkennungsverlust, beziehungsweise um sozioökonomische Abstiegsangst.

Abschließend versuchte Di Blasi eine kleine Kartographie der post-identitätspolitischen Lage der Gegenwart zu entwerfen. Dabei verdeutlichte Di Blasi die aktuellen Spannungen anhand zweier Theoretiker*innen, nämlich Judith Butler und Nancy Fraser, die schon in den 90er-Jahren eine Kontroverse über Kapitalismus und Hetero-Sexismus führten. Während Butler sich auf den Privilegienvorwurf stützte, betonte Fraser die Umverteilungsproblematik. Di Blasi versuchte diese Gegensätzlichkeit mit Hinweisen auf ein dialogisches, komplexes Denken aufzuheben, indem er u.a. auf Niels Bohrs Konzept des „Komplementären Verhältnisses“ Bezug nahm.

Das Problem sei also ein zweifaches: die Anerkennungsproblematik abgehängter oder abstiegsbedrohter weißer Männer auf der einen Seite und zugleich die fehlende Berücksichtigung von sozioökonomischen Aspekten.

² Die Kolumne von Carolin Emcke kann unter <https://www.sueddeutsche.de/politik/carolin-emcke-kolumne-rassismus-1.4439103> nachgelesen werden.



Luca Di Blasi (Institut für Systematische Theologie, Universität Bern)

WENN DAS WIRKLICHE NICHT MEHR WAHR IST: DIE GELEBTE ERFAHRUNG DES RECHTSPOPULISMUS

Nils C. Kumkar

Universität Bremen

Nils Kumar berichtete in seinem Vortrag von seinen Untersuchungen über Rechtspopulisten in den USA (Tea Party Bewegung). Er griff dabei die bereits aufgeworfenen Ressentiment-Begriffe auf und bezog sich auf Beckers Verwendung des verbogenen bzw. verschobenen Ressentiment-Begriffs. Er benannte dies in seinen Ausführungen als Entwicklung der gelebten Erfahrung, welche bereits bei Olschanski vorkam. Anschließend griff er die Frage auf, welche auch Gudrun Brockhaus aufgeworfen hatte – ob Rechtspopulisten das auch tatsächlich glauben, was sie sagen. Zur Beantwortung dieser Frage, bezog sich Kumkar auf Hegel und dessen Satz „Was vernünftig ist, ist wirklich; und was wirklich ist, das ist vernünftig.“ Was Hegel damit meinte, war, dass das, was unvernünftig ist, als gesellschaftliches Verhältnis über kurz oder lang unwirklich wird.

Kumkar ging daraufhin genauer auf die Tea Party ein und führte aus, wie diese Bewegung von 2009 bis 2011 viele Massenproteste während Obamas Präsidentschaft organisiert und begleitet hatte. Inhaltlich zeige sich die Tea Party äußerst diffus und auch hinsichtlich ihrer Einstellung zu Ordnung bewege sie sich zwischen radikal libertär und nationalkonservativ, mit dem Fokus auf Steuer- und Finanzpolitik, sowie der Legitimität der Regierung. An der Untersuchung von Kumkar nahmen Menschen teil, welche Trump in den Vorwahlen unterstützten und zuvor der Tea Party Bewegung angehörten. Einer der ersten Fragen sei deshalb gewesen, wer diese Menschen im Sinne der Trägerschicht waren. Die Ergebnisse haben gezeigt, dass es sich dabei um vorwiegend weiße, ältere Semester des klassischen Bürgertums handelte, die ihren Betrieb mit harter Arbeit aufbauten und vorwiegend im Süden und im Zentrum der USA in den Vorstädten lebten. Kumkar bestätigte in seinen weiteren Ausführungen, dass das Kleinbürgertum tatsächlich auch eine untergehende Schicht sei, wobei sich in der Präsidentschaft Reagans und George W. Bush kurze gegenläufige Trends abgezeichnet hätten. Etwa habe das Lösen der Dotcom-Krise (2000) mittels Senkung der Lohnnebenkosten und einer inflationären Weltpolitik dieser genannten Gesellschaftsschicht in die Karten gespielt wie sonst keiner anderen Schicht.

In Kumkars Gruppendiskussionen sei u.a. auch die Frage gestellt worden, was die Personen zur Tea Party bewegt hat.

Auffällig dabei sei gewesen, dass sie in den zwei Stunden der Diskussion nicht über die Tea Party sprachen, sondern über geschichtliche Ausgangspunkte, bis zurück zum amerikanischen Unabhängigkeitskrieg. Allerdings habe keine Einigkeit über tatsächlich stattgefundene Ereignisse bestanden. Einig seien sie sich nur darüber gewesen, wie man die Ereignisse zu interpretieren habe. Die Analyse dieser Interpretationen habe eine metaphorische Form gezeigt, die in allen Diskussionen vorgekommen sei, nämlich das „Schlange stehen“ (engl. standing in line):

„Ah, the one thing I want to say, I guess to gather what a Tea Party member is in a nutshell? Um, picture yourself standing in, in line, um, to a movie, to, um, say anything. Sporting event. We're the person who has numerous times seen people cut in, cut in line, and just stood by and said, alright, it's not my problem, it's not my problem. You know, just. (...) Ah, we're, the Tea Party groups, are the ones that are finally saying, you know, enough is enough. You cut in line, this is not right, this is not, you are not playing by the rules. Whereas the left is the one that's saying, oh well, they, they are having a lawyer saying, they can cut the line because of X,Y,Z. We're the ones that are standing up for what's right, as for how our framework, ah, is. In this country. I guess, I don't know if that's a good analogy or not. But, that's who we are. We, we're, we finally had enough and we're standing up for what's right. (...) [TPG2]

In diesem Zitat wird die einschneidende gelebte Erfahrung ersichtlich, dass der sogenannte amerikanische Traum nicht zu erreichen sei. Zentral sei dabei die Auffassung, dass man eine Lebensführung mit einer bestimmten Anerkennungshoffnung leben könne, denn diese sei so stabil, weil sie bereits in der ideologischen Grundgrammatik der amerikanischen Gesellschaft verankert sei, in der jeder seines eigenen Glückes Schmied ist. Was sich in der Tea Party zusammenfassend abgespielt hat, sei eine gemeinsame Reparatur der Realität. Dies gelinge unter der Prämisse, dass das, was wirklich ist, eigentlich nicht wahr ist. Gegen Ende seines Vortrages kommt Kumkar zu dem Schluss, dass die von ihm untersuchte Gesellschaftsschicht eine Aufklärungsresistenz aufweise und dass ihren Ressentiments eine Verletzlichkeit vorausgehe: die Unerfülltheit des amerikanischen Traums.

LIEBE DEIN SYMPTOM WIE DICH SELBST!

DEMOKRATIE UND POPULISMUS IN DEUTSCHLAND

Tim Griebel

Institut für Politische Wissenschaft, Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg

Tim Griebel diskutierte in seinem Vortrag Fragen des Populismus und der Demokratie mit Bezug auf eine radikal humanistische Ethik. Seine These war, dass Rechtspopulismus als ein Symptom unserer Zeit verstanden werden und Liebe als Antwort einer emanzipatorischen Politik begriffen werden könnte. Dabei bemerkte er, dass Links- und Rechtspopulismus Kernkonzepte teilen und ähnliche Themen ansprechen, auch wenn beide sich bezüglich des Adressatenkreises unterscheiden würden. Populismus sei eine „dünne Ideologie“ (Mudde & Kaltwasser, 2012), die sich durch drei Kernkonzepte auszeichne: Erstens, dass das Volk (engl. the people) in einem Gruppenkonflikt mit den Eliten stehe. Zweitens, dass Unterprivilegierung und Ausbeutung durch die Eliten stattfindet. Drittens wird Kritik an der repräsentativen Demokratie geführt und gefordert, direktdemokratische Maßnahmen zu stärken. Auf der kommunikativen Ebene würden diese Kernkonzepte im komplexitätsreduzierenden „tabloid style“ und durch Emotionalisierungsstrategien begleitet, die um einen charismatischen Führer kreisen. Aber, so Griebel, Populismus habe nicht nur negative Seiten, denn er entstehe auf der Basis zweier Politikstile, die sich in einer Demokratie kreuzen: einem pragmatischen und einem erlösenden Politikstil. Gerade eine in Alternativlosigkeit gefangene Output-orientierte Politik erzeuge einen Mangel an Emotionalität, den der Populismus versuche zu stillen, um ein Gegengewicht herzustellen. Denn das vom Populismus artikuliert Versprechen nach Erlösung vitalisiere eine allzu pragmatisch orientierte Politik (Canovan, 2002). Es dürfe auch nicht vergessen werden, dass jede politische Artikulation in irgendeiner Weise populistische Dimension aufweise, da es immer auch um das Verkaufen partikularer Einzelinteressen gehe. Es gehe also weniger darum, was populistisch sei, als vielmehr darum, welche Formen und Inhalte das Populistische vermittele und woher diese Inhalte kommen (Pelinka & Haller, 2013).

Bei der Bewertung von Diskursen könne zwischen zwei „Kulturalisierungsregimen“ unterschieden werden, die hinsichtlich der koexistenziellen Ebene entweder vom Multikulturalismus oder von der Kulturkreislehre ausgehen (Reckwitz, 2010). Während der Multikulturalismus in einer offenen Gesellschaft das Fremde als Bereicherung versteht, tendiert die Kulturkreislehre zur Schließung von gesellschaftlichen Öffnungsprozessen aufgrund äußerer Bedrohungen. Nach Reckwitz werde der Rechtspopulis-

mus in die antagonistische Kulturkreislehre eingeordnet. Für Griebel gebe es aber etwas, das besser sei als Koexistenz und Antagonismus, nämlich die Liebe, die für eine handlungsleitende emanzipatorische Politik eine Art Zwischenwelt schaffe. Da der Rechtspopulismus ganz spezielle Topoi besetze (z.B. Heimat, Sicherheit und Migration), spiele die Sprachkritik eine wichtige Rolle. Die in populistischen Diskursen auftauchenden Begriffe haben grundsätzlich keine Essenz, sondern seien Teil von politischen Projekten, die um die „Diskurshegemonie“ (Nonhoff, 2006) kämpfen würden. Selbst die Begriffe „Populismus“ oder „populistisch“ würden als politische Kampfbegriffe (Dickmeis, 2018) dienen. Für eine progressive Politik im Zeichen der Liebe, sei es daher wichtig zu reflektieren, wie und in welchen Medien ein bestimmter Diskurs stattfindet. In diesem Zusammenhang widmete sich Griebel exemplarisch dem Migrationsdiskurs innerhalb Deutschlands und nahm eine Diskursanalyse anhand zweier Medien („Die Welt“ und „TAZ“) vor. Dabei werde deutlich, dass zum selben Themenkomplex unterschiedliche Konstruktionen bestehen.

Anschließend bediente sich Griebel Konzepten aus der Psychoanalyse von Erich Fromm (2010). Aus solch einer humanistischen Perspektive ist die Realisierung des menschlichen Potentials wichtig. Fromm unterschied zwischen zwei divergierenden Existenzmodi: „Existenzmodus des Seins“ (Liebe, Authentizität, Resonanz, Teilhabe, Solidarität) und „Existenzmodus des Habens“ (Entfremdung, Schließung, Wettbewerb, Antagonismen, Angst). Für Fromm bedeute die Liebe im „Existenzmodus des Seins“ Fürsorge für Andere, Verantwortungsvolles Handeln, sowie die Achtung vor und das wissende Verstehen um eine andere Person. Griebel griff besonders das „wissende Verstehen“ als einen zentralen Aspekt heraus, weil wir seit mehreren Jahrzehnten mit einer krisenhaften Situation und morbiden Diskursen (z.B. Rechtspopulismus) konfrontiert seien, welche auf den Mechanismen der Globalisierung, Neoliberalisierung, Rationalisierung, Entfremdung und anderen krisenproduzierenden Mechanismen beruhen. Diese würden dazu führen, dass das Anerkennungsempfinden erodiert, Ressentiments, sowie emotionalisierte Distanziertheit entstehen. „Wissendes Verstehen“ bedeute folglich, diese Mechanismen nicht abzutun, sondern sich mit diesen größeren Krisentendenzen und daraus resultierenden Symptomen zu beschäftigen. Deswegen, „Liebe



Diskussionsrunde mit Teilnehmer*innen der Sommerakademie. Im Innenkreis sitzen Referent*innen Gudrun Brockhaus, Brigitte Bargetz, Nora Ruck und Reinhard Olschanski

Dein Symptom wie Dich selbst“ (Žižek, 1991). Fromm würde sagen: „Glücklich der, der ein Symptom hat. Wie glücklich der, der einen Schmerz hat. Wir wissen ja: Wenn der Mensch keine Schmerzen empfinde, wäre er in einer sehr gefährlichen Lage.“ (Fromm, 2010) In Übertragung auf den „politischen Körper“, so Griebel, ermöglicht uns der Schmerz des Rechtspopulismus, das Symptom zu sehen erkennen. Dieser Schmerz führe zur Frage, wo eigentlich die Probleme unserer Gesellschaft liegen und er führe dazu, dass wir tiefer graben müssten, als sich nur an der Oberfläche mit diesem Phänomen zu beschäftigen.

Abschließend versuchte Griebel erste Gedanken eines utopischen Horizonts einer emanzipatorischen Politik im Zeichen der Liebe hinsichtlich des Rechtspopulismus auszuführen. Dafür zitierte er Fromm, der sagte: „Utopien sind Visionen von Zwecken, obwohl die Mittel zu ihnen noch nicht vorhanden sind.“ (Fromm, 2010) Es müsse das Spannungsverhältnis von (Meinungs-)Kampf und Liebe im produktiven Sinne aufrechterhalten werden. Konkreter könnten wir nach Griebel langfristig folgendes tun: eine Änderung der materiellen und psychischen Lebenswelt.

FREMDE KENNT MAN NICHT, FREMDE ERKENNT MAN

Amani Abuzahra

Kirchlich Pädagogische Hochschule Wien/Krems

Abuzahra teilte in ihrem Vortrag ihre Gedanken über „Fremde“, die man nach dem vortragsleitenden Zitat von Mona Singer nicht kennt, sondern vielmehr erkennt. Ihr Vortrag begann über die Erzählung ihrer Anreise mit dem Taxi nach Schlaining. Als kopftuchtragende Frau sei sie von diesem bald auf die Herkunft angesprochen worden, was sie unweigerlich in das Thema ihres Vortrages hineinführte. Der Diskurs über das Fremdsein könne positiv oder negativ besetzt sein und gerade in der heutigen Zeit würden unterschiedliche Formen von Rassismen, Ressentiments oder verbale und körperliche Übergriffe wieder zugenommen haben. Die eineinhalbstündige Taxifahrt bestätigte abermals den berühmten Spruch „Durch's Reden kommen die Leut' z'sammen“, so Abuzahra. Durch das Reden könne sich das vorherrschende Bild über den/die/das Fremde sehr schnell verändern.

Danach bezog sich Abuzahra auf die Feministin Chimamanda Ngozi Adichie, welche sagte, dass das Problem von Klischees sei, dass diese nicht unwahr, sondern unvollständig seien. Dadurch werde eine Geschichte zur einzigen gemacht. Dies sei ein Dilemma, v.a. wenn wir über Fremdes sprechen, da die eine Facette, grundsätzlich Wahres beinhalten kann, aber lediglich einen Aspekt von vielen beinhalte. Daraufhin bezog sich Abuzahra auf einige Punkte, die das Gefühl des Fremdsein ausmachen, und skizzierte die Dynamik, die solch ein Fremdsein in der Gesellschaft hervorbringt. Zunächst leben wir, so Abuzahra, in einer Phase der Veränderung, nämlich auf kultureller, religiöser, sprachlicher und ethnischer Ebene. Eine Phase eines rastlosen und rasanten Wandels – mit einem Antriebssystem ohne Bremsen. In dieser Phase manifestieren sich relativ schnell Klischees und Halbwahrheiten als gefühlte und tatsächliche Wahrheiten.

Für Österreich könne dies etwa an der Debatte um das Burkaverbot festgemacht werden. Die in der Debatte erzeugte Angst hindere und lähme Menschen aufeinander zuzugehen, woraufhin Abuzahra die Studie von IMAS zitierte, wonach 60 % der Befragten es ablehnen, Muslim*innen als Nachbarn zu haben. Die Frage nach dem Zusammenleben werde vom Gefühl der Angst und Unsicherheit überlagert, jedoch verwies sie auch noch auf andere Gefühle wie Hass und Neid die diesbezüglich zu diskutieren wären. Anschließend widmete sich Abuzahra dem Erkennbarmachen des Fremden. Abhängig

von der Zeit in der wir leben, sind es jeweils andere Aspekte, welche jemanden als „fremd“ markieren. Im Zeichen der Emanzipation der Frau, sei das Kopftuch heutzutage negativ besetzt und mit der Unterdrückung der Frau assoziiert. Solche Fremdmarkierung, so Abuzahra, seien nicht nur im Alltagsleben vorzufinden, sondern auch in der Wissenschaft. Denn so hat beispielsweise die Rede von der zweiten und dritten in Wien lebenden Generation in der Wissenschaft (z.B. Bildungswissenschaft) eine übergeordnete Bedeutung erlangt. Dadurch entstehe unwillkürlich die Frage, was es brauche, ein Österreicher oder eine Österreicherin zu sein. Es brauche laut Abuzahra einen kritischen Blick auf die Fremdverortung, die oft auf doppelter Ebene geschehe: in der Definition „Selbst“ und in der subjektiven Wahrnehmung.

Als Beispiel zur Fremdverortung nannte sie die Erzählung von María do Mar Castro Varela:

„Ich kam mit 3 Jahren nach Deutschland, bis ich zehn war, nannte man mich Gastarbeiterkind, danach war der Begriff nicht mehr so stimmig, also wurde ich Ausländerkind; als ich Abitur machte, wurde ich Bildungsinländerin, während ich in der Studienzeit zur Migrantin wurde, und heute bin ich eine Frau mit Migrationshintergrund.“ (Castro Varela, o.J.)

Für Abuzahra brauche es einen kritischen Blick auf die Frage nach der Norm. Anstatt darüber zu sprechen, was und wer wie abweiche, solle über den Rahmen gesprochen werden, wer den Rahmen abstecke, wer an der Macht sei und welche Stimmen gehört werden. Es solle ihr zufolge mehr Plattformen geben, die verschiedene Stimmen hörbar machen. Abschließend war es für Abuzahra wichtig, auf einer Metaebene zu reflektieren und dabei die Perspektive zu verändern. Beispielsweise könnten wir uns fragen, welche Geschichten wir selber über die Entstehung der österreichischen Nation und den Umgang mit kulturell Anderen erzählen. Sie schloss ihren Vortrag mit drei Hinweisen, inspiriert von Jacques Derridas:

- 1) Die Erinnerung, den Blick zu ändern und zu weiten und andere Stimmen zu Wort kommen zu lassen.
- 2) Die Gegenwart zu berücksichtigen, in der es sich zu verantworten gelte.
- 3) Platz zu machen für Menschen, die nicht die Möglichkeit, Macht oder Privilegien haben, gehört zu werden.

ZERSTÖRERISCHE GLEICHMACHEREI? ANTIFEMINISMUS ALS GEMEINSAME KLAMMER VERSCHIEDENER RECHTER AKTEUR*INNEN

Judith Goetz

Institut für Lehrer*innenbildung, Universität Wien

Judith Goetz leitete ihren Vortrag damit ein, dass Feminismus, (dekonstruktivistische) Gender-Theorien, Gleichstellungspolitiken und die Pluralisierung von geschlechtlichen Identitäten und Begehrensformen bei unterschiedlichen Akteur*innen ein gemeinsames Feindbild hervorbringe. V.a. würden die extremen Rechten verstärkt die Gleichstellungspolitik ins Visier nehmen und versuchen, die feministischen Errungenschaften der letzten Jahre und Jahrzehnte wieder rückgängig zu machen. Insgesamt bildete Goetz fünf Gruppen von Akteur*innen, welche sich gegen eine Gleichstellungspolitik richten würden:

- 1) „rechte Organisationen“ (z.B. FPÖ, AfD, Burschenschafter, Pegida, Identitäre)
- 2) „Wissenschaftlichkeitswächter“ (d.h. Absprechen der Wissenschaftlichkeit von Gender-Studies mittels Biologismus)
- 3) „christlicher Fundamentalismus“ (Vertreter*innen von Kirchen, 1000 Kreuze, Abtreibungsgegner*innen)
- 4) „explizit antifeministische Akteur*innen“ (z.B. Single-issue-Gruppierungen wie Väter- und Männerrechtler)
- 5) „journalistische Gender-Gegnerschaft“ (z.B. rechte Medien, Mainstream-Medien).

Hinsichtlich der diversen Begriffsdebatten führte Goetz zunächst den Begriff „Antifeminismus“ näher aus. Dabei handle es sich um eine eigenständige Ideologie, die sich gegen Feminismus als politisches Projekt richten könne, aber auch gegen einzelne feministische und frauenpolitische Anliegen. Je nach politischem Spektrum werde Antifeminismus (weiterhin) religiös, naturwissenschaftlich oder auch politisch begründet, wobei sich die damit verbundenen Bezüge auf die göttliche, die volksgemeinschaftliche oder die weltliche Ordnung, Geschichte, Tradition, Wissenschaft, sowie Biologie berufen. Diese verschiedenen Ausprägungen seien selten klar voneinander trennbar, sondern seien im Gegenteil stark miteinander verwoben. Da der Begriff des Antifeminismus mittlerweile inflationär benutzt werde, sei es Goetz wichtig, weitere verwandte Begriffe wie „Gender“ bzw. „Genderismus“ als neues Versatzstück antifeministischer Rhetoriken, sowie den Begriff des „Anti-Gender“ und „Anti-Genderismus“ näher zu erläutern. Dabei führte sie aus, dass „Genderismus“ auf Erving Goffman (1994) zurückgeführt werden könne, der damit ursprünglich die Übernahme von gesellschaftlichen Vorstellungen, was einen

Mann und was eine Frau ausmache, sowie die daraus abgeleiteten Verhaltensmuster und Geschlechterarrangements beschrieb. Gender, so Goetz, fungiere als eine „negative Interpretationsfolie“, die sich durch „Verfallserzählungen“ und Bedrohungsszenarien der Nation, Gesellschaft oder Familie in rechte und rechtsextreme Denkfiguren integrieren lasse. Auch würden sich dadurch scheinbar „unauflösliche Antagonismen“ konstruieren lassen, also ein „Wir“ gegen die „Anderen“. Im Laufe der Zeit habe es aber auch eine diskursiv-strategische Verschiebung hinsichtlich des Begriffs Antifeminismus gegeben. Eine Verschiebung von einem männerzentrierten, zu einem familienzentrierten Antifeminismus (Scheele, 2016). Hierbei stehe die „natürliche, normale“ heterosexuelle, auf Fortpflanzung ausgerichtete Kleinfamilie im Zentrum. Jede Akzeptanz von nicht heteronormativen Sexualitäten werde als Bedrohung der Familie imaginiert, weshalb etwa Antidiskriminierungsgesetze als „Diskriminierung der Mehrheit“ und als Verfolgung der normalen, heterosexuellen Bevölkerung wahrgenommen werde.

Daraufhin sprach Goetz über die Erfindung und Verbreitung der „Gender-Ideologie“, die sie für das Verständnis von Antifeminismus ebenfalls für wichtig halte. Ursprünglich stamme diese Ideologie vom Vatikan, der sich vehement gegen die Integration des Begriffs Gender und des Gender Mainstreaming-Konzepts in die Abschlussdokumente der UN-Konferenzen in Kairo 1994 und in Beijing 1995 wehrte und dabei erstmals von einer Ideologie gesprochen habe. Im aktuellen Diskurs der Gender-Ideologie des rechten Antifeminismus seien zwei Punkte wesentlich: der Rückgriff auf unhinterfragbare Wahrheiten und normative Orientierungspunkte. Das heißt, dass die rechtsextreme antifeministische Konstruktion auf natürliche Zweigeschlechtlichkeit und Geschlechterordnung und auf die daraus abgeleitete Normalität der heterosexistischen und patriarchalen gesellschaftlichen Ordnung beruhe. Daraus folge, dass nicht Diskriminierung und Privilegierung das Problem seien, sondern jeder Versuch am Zustand der natürlichen Heterosexualität und biologischen Fortpflanzung etwas zu ändern. Mit den Worten Goetz' liege die Attraktivität des Antifeminismus für Rechtsextreme u.a. darin, dass ein plumper Bezug auf die Natur zur Rechtfertigung von rassistischer Diskriminierung



Andreas Peham (Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, Wien), Judith Goetz (Institut für Lehrer*innenbildung, Universität Wien), Markus Brunner (Sigmund Freud Privatuniversität Wien) und Amani Abuzahra (Kirchliche Pädagogische Hochschule Wien/Krems)

und Privilegierung heute zwar weitgehend verpönt sei, jedoch nicht hinsichtlich des Geschlechts und der Sexualität, für die derartige gesellschaftliche Tabus nicht existierten. Das sei nach Goetz insofern problematisch, weil durch das Antifeminismus-Narrativ („das ‚Volk‘ sterbe aus“) rechtsextrems Gedankengut in die Gesellschaft hineingeholt werde.

Der von den Rechten bzw. Rechtsextremen propagierte Antifeminismus stütze sich auf den klassischen Geschlechterdualismus und werde als naturwissenschaftliche Tatsache präsentiert, wodurch im Umkehrschluss Gender Studies als unwissenschaftlich ausgeschlossen und jeder kritischen Wissenschaft diesbezüglich eine Absage erteilt werde. Dieses verengte, mutwillig fehlinterpretierte Verständnis von Gender bedeute eine vollkommene Ignoranz gegenüber naturwissenschaftlicher Gender-Forschung. Allerdings sei dieses Verständnis auch deshalb aktuell erfolgreich, weil selbst einige Wissenschaftler*innen (Wissenschaftlichkeitswächter) auf diesen Zug aufgesprungen seien und große Aufmerksamkeit erfahren würden. Darüber hinaus erleichtere das Framing von kritischer Geschlechterforschung als Ideologie die Behauptung,

es würde sich bei Gender Mainstreaming und Antidiskriminierungsgesetzen um „totalitäre“ Maßnahmen handeln, hinter der eine Verschwörung aus EU-Bürokrat*innen, feministischen oder anderen Eliten stecke.

Abschließend sprach Goetz darüber, dass Antifeminismus auch wichtige Scharnier- und Brückenfunktionen in den Diskursen rund um Geschlecht und Sexualität zwischen den verschiedenen Antifeminismus-Akteur*innen habe, da er als kleinster gemeinsamer Nenner dieser Akteur*innen fungiere. Das Konzept der „Familie“ stelle einen wichtigen Knoten- und Angelpunkt dar, indem sich alle aus unterschiedlichen Gründen wiederfinden würden. Der Antifeminismusdiskurs verfüge über hohe Ansprechbarkeit und sei mehrheitsfähig in der vermeintlichen gesellschaftlichen Mitte, woraus sich für Rechte die Möglichkeit ergebe, aus dem rechten Eck herauszukommen und sich als Teil des Mainstreams zu inszenieren. Insofern erfülle nicht nur der Antifeminismus, sondern auch der antimuslimische Rassismus eine Brückenfunktion zwischen dem organisierten Rechtsextremismus und der Mitte der Gesellschaft.

„UNTERGANGSTER“ DES ABENDLANDES: AUTORITÄRE UND RASSISTISCHE MOBILISIERUNGEN IN DER POST-DEMOKRATIE

Andreas Peham

Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, Wien

Andreas Peham fasste in seinem Vortrag einen Text zusammen, den er 2015 unter dem Titel „Abendland in Christenhand – Autoritäre und rassistische Mobilisierungen in der Post-Demokratie“ publizierte. Ihn interessierte dabei die Frage, ob sich hinter der massenhaft artikulierten Angst vor einer angeblich drohenden Islamisierung nicht andere reale, neurotische Ängste verbergen könnten. Ein Blick auf die Angebotsseite lege diese Möglichkeit nahe. Nicht zuletzt sei durch die begünstigenden Medien- und Elitendiskurse die Islamisierung zum wirkmächtigen Mythos geworden. Als solcher komme ihm heute eine zentrale Bedeutung in der ideologischen Vergesellschaftung der Subalternen zu, denn er erleichtere diese Vergesellschaftung oder Unterordnung unter Herrschaft. Der Mythos der Islamisierung erlaube es, rebellische Impulse mit den autoritären Impulsen zu versöhnen. Das rebellische Moment richte sich gegen die „Lügenpresse“ und gegen das „Establishment“ oder gegen Teile der politisch herrschenden Gruppen, die dann als Multikulturalisten Schuld seien am „Großen Austausch (der Bevölkerung)“, wie es die neofaschistischen Identitären benennen. Der Autoritarismus wiederum werde durch die Aggressionen gegen Schwächere, Flüchtlinge oder religiöse Minderheiten bedient.

Daran knüpfte Peham die folgende These: Es liege nahe, dass soziale (Real-)Ängste, begünstigt durch einschlägige (rechtsextreme/autoritär-populistische) Diskurse, sich als kulturelle Ängste äußern würden. Der Wunsch nach Bewahrung etablierter Vorrechte und Privilegien werde verknüpft und artikuliert mit dem sozial mehr akzeptierten Wunsch nach Bewahrung von kultureller Identität oder mit der noch mehr akzeptierten Erhaltung der Errungenschaften der Aufklärung und Liberalität. Die von rechtsextremer oder autoritär-populistischer Agitation geschürte Angst vor der Islamisierung scheine zu einem Code geworden zu sein für das vielfältige Leiden in und an den Verhältnissen, die aber grundsätzlich fort dauern sollen. Hier bezog sich Peham auf Leo Löwenthal (1990), der schrieb, dass der Agitator geradezu in dieser Malaise warte, das Leiden genieße und zu vertiefen trachte, bis zu einem Punkt, wo sich dieses Leiden zu einer paranoiden Beziehung zur Außenwelt verdichte. Dieser Agitator vergrößere die Ängste und betreibe eine umgekehrte

Psychoanalyse, sodass Konflikte abgemildert und Ängste gemindert werden, weil nur so die Abhängigkeit vom Agitator oder von der gebildeten Gemeinschaft erhalten werden könne. Die ursprüngliche soziale Angst werde vom Agitator „in eine ständige Erwartung des apokalyptischen Untergangs gesteigert“. Diese Steigerung von Angst zur Paranoia gelinge nach Franz Neumann (1954) dann, „wenn eine Gruppe von Statusverlust bedroht ist, ohne den Prozess zu verstehen, der ihrer Degradation zugrunde liegt. In aller Regel führe dies zur politischen Entfremdung, das heißt, zur politischen Ablehnung der Spielregeln des demokratischen Systems.“ Schon im völkischen Antisemitismus und Narzissmus sei diese Angst vor dem sozialen Untergang ausgebeutet worden, wobei das befürchtete Schicksal der kleinbürgerlichen oder mittelständigen Schichten dem ganzen Volk sozusagen prophezeit worden sei. Wenn alles immer schlimmer werde und dafür die Schuldigen feststehen, dann führe diese Dynamik einer pessimistischen Zukunftserwartung zur Freisetzung aggressiver Energie bzw. Gewalt.

Im autoritären Populismus sei das Volk die zentrale Kategorie, wobei unter Volk kein politischer Zusammenschluss einer Nation verstanden werde, sondern eine vordiskursive Gemeinschaft der Identischen. Hier sei die innere Tendenz dieses Populismus zum Rassismus angesprochen. In dem Zentrum stehe weiter das Gegensatzpaar „Wir“, also die mit positiven Eigenschaften ausgestattete Selbstgruppe, versus „Die“, das seien unten die Ausländer und oben die Bonzen, die Demokraten und Politiker, gegen welche sich die autoritär-rebellische Aggression gleichzeitig richten könne. Der zunächst nicht näher bestimmte Hass auf die „da oben“ sei bis heute eng verwandt mit dem Antisemitismus. Grundsätzlich wirken bürgerliche Vergesellschaftungsmodi und autoritäre Dispositionen begünstigend für den Erfolg dieser Diskurse. Dazu schrieb Adorno (1995):

„Das Individuum, das zum Verzicht auf fundamentale Wünsche und einem System strenger Selbstbestimmung zu leben gezwungen wurde, und das sich betrogen fühlt, neigt nicht nur dazu nach einem Objekt zu suchen, an dem es sich schadlos halten kann, es wird sich auch über die Vorstellung ärgern, andere können besser wegkommen.“



Judith Goetz (Institut für Lehrer*innenbildung, Universität Wien), Andreas Peham (Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, Wien) in Diskussion mit Teilnehmer*innen

Es paare sich hier ein durchaus subjektiv empfundener Protest mit einer grundsätzlichen Affirmation der bestehenden Verhältnisse, weshalb wir es mit einem Scheinaufstand konformistischer Rebell*innen gegen falsche oder alte Autoritäten zu tun hätten. Die spezifischen Ursachen für den Erfolg dieses aktuellen autoritären Populismus seien vielfältig. Begünstigt würde er aber auf jeden Fall durch eine herrschende Politik, die sich auf Propaganda und auf bloße Organisation von Zustimmung beschränke. Daneben sei die Legitimationskrise der repräsentativen Demokratie als Bedingung des autoritären Populismus' zu nennen. Mit dem Stopp der Demokratisierung bzw. des vorläufigen Endes des Demokratisierungsprozesses unter den Bedingungen des Neoliberalismus', seien die Erfolgsaussichten von solidarischem Handeln entlang gemeinsamer sozialer Interessen gesunken. Für den Rechtsextremismus und/oder den autoritären Populismus stelle also die Postdemokratie einen idealen Humus dar. Im Ausmaß, in dem der Kapitalismus immer autoritärer werde, stelle sich

auch das Problem des Autoritarismus neu und verschärft, nämlich von unten. Bei den Mobilisierungen zur Rettung des Abendlandes handle es sich demnach um einen ganz spezifischen Protest, der ein neues autoritäres Syndrom der Mittelklassen reflektiert. Dieses Syndrom, so Nachtwey, „resultiert aus der nervösen Gesellschaft, in der alte Gewissheiten nicht mehr gelten und künftige Erwartungen fragil erscheinen“. Die daraus resultierende Aggression richte sich einerseits an die politischen Verräter und andererseits an Muslim*innen oder Flüchtlinge, zu deren Gunsten der Verrat erfolgte. Im Ressentiment gegen Muslime artikuliere sich aber nicht immer nur autoritäre Aggression, sondern auch so etwas wie eine Angst vor einer Neuauflage des Konflikts zwischen Religion und säkularem Staat. Peham konkludierte seinen Vortrag mit der Befürchtung, dass uns dieses Thema angesichts der vielfältigen Funktionalität des antimuslimischen Feindbildes bzw. eines überdeterminierten Rassismus noch lange beschäftigen und bedrohen werde.

PACKT'S DICH? EMOTIONEN IN DER MEDIENJOURNALISTISCHEN PRODUKTION, DISTRIBUTION UND VERMITTLUNG VON BILDERN

Nadja Köffler Institut für Lehrer*innenbildung und Schulforschung, Universität Innsbruck

Till Rimmele Freischaffender Fotojournalist, Berlin

Miriam Zlobinski Historikerin, Journalistin und Bildredakteurin, Berlin

Einleitend zeigte Köffler einige Bilder zum Thema „Flucht und Migration“ und fragte, welche Emotionen diese Bilder beim Publikum auslösen würden. Danach stellte sie die Frage, inwieweit unsere emotionalen Regungen und Reaktionen auf vorliegende Bilder ausschließlich als individuelle Phänomene zu begreifen seien, oder dahinter kollektive Phänomene stehen würden. Daran anschließend skizzierte Köffler verschiedene Ansätze zur Betrachtung von Emotionen. In der Emotionsforschung gäbe es allerdings viele divergierende Ansätze und daher keine einheitliche Sichtweise auf Emotionen, ihren Ursprung und deren Zweck. Während einige Forscher*innen „Basic Emotions“ postulieren, welche aus einer evolutionären Perspektive heraus erklärt werden, betonen andere eine kulturanthropologische, sowie sozialkonstruktivistische Perspektive. Außerdem spiele laut Köffler auch die kognitive Bewertung für Emotionen und deren Kontextabhängigkeit eine wichtige Rolle. Emotionen können daher nicht nur als physiologische und ausschließlich individuelle Prozesse angesehen werden, sondern haben stets auch eine kollektive Dimension. Darauf folgend sprach Köffler über die soziokulturelle Relevanz und symbolische Bedeutung von Emotionen. Ihr zufolge würden Emotionen auf kollektiv geteilten und vermittelten Gefühlssystemen basieren, sozusagen auf einem emotionalen Code. Man könne auch von codierten Gefühlen sprechen, die in der Interaktion und Konstruktion gemeinsamer Erfahrungen entstehen.

Mitglieder einer „emotional community“ würden sich folglich mit einem kulturellen und sozialen Wertesystem identifizieren und dieses in Praktiken teilen, in diesem Fall Bildpraktiken, in denen sich der emotionale Code materialisiere. Emotionen seien in diesem Verständnis wesentlich in die Interaktion und Konstruktion kollektiver Zugehörigkeit eingewoben und würden dadurch zur kulturellen Identitätsbildung beitragen. Sie übernehmen eine entscheidende und bindende Funktion bei der Produktion und Reproduktion gesellschaftlicher Verhältnisse und sichern den Zusammenhalt kollektiver Identitäten. In dem sich Individuen damit als Teil einer Gruppe oder Gemeinschaft zugehörig fühlen, seien Emotionen überdies ausschlaggebend für politische Partizipation oder soziales Engagement. Durch die Möglichkeit über ein als Norm geltendes emotionales

Repertoire Zugehörigkeiten schaffen zu können, seien emotional communities in Formen und Vorgängen von In- und Exklusion auch Machtdynamiken unterworfen, die einen Verhandlungsprozess zwischen hegemonialen, kollektiven und individuell emotionalen Mustern erfordern. Interessant sei heute, so Köffler, wie kulturell und sozial codierte Dimensionen eines als normativ vorausgesetzten Gefühlssystems öffentlich artikuliert, inszeniert, modifiziert und kontrolliert und im Verhalten von Menschen sichtbar und beobachtbar würden. Im digitalen Medienzeitalter würden Emotionen im erheblichen Ausmaß durch und in Bildern erzeugt, über Bilder ausgedrückt und mit und über Bilder verhandelt bzw. in Bildern begreifbar gemacht. Das liege einerseits daran, dass Bilder wie auch Emotionen einer assoziativen Logik folgen, im Gegensatz zur argumentativen Logik, sowie an der Beobachtung, dass Emotionen visuell viel leichter über Bilder als über textsprachlicher Form ausgedrückt werden können. Wenn von der Emotionalisierung bei Bildern in der Medienkultur gesprochen werde, müsse berücksichtigt werden, dass dahinter eventuell ein Code eines normativen Gefühlssystems stehen könne. Köffler zeigte nach den theoretischen Überlegungen eine Reihe von Bildern zu dem emotional aufgeladenen Thema „Sterbehilfe“. Alle Bilder würden suggerieren, dass der Tod zu betrauern sei und er prinzipiell negativ konnotiert ist. D.h., dass in diesen Bildern bereits eine Positionierung zum Thema Tod und Sterbehilfe sichtbar wird. Zur Verdeutlichung der Kontextabhängigkeit erläuterte Köffler, dass Trauer und der Tod in verschiedenen Kulturen anders ausgedrückt werde. Dadurch zeige sich also eine Kulturgebundenheit des Bildes.

Miriam Zlobinski widmete sich in ihrem Beitrag dem Fotografen Sebastiao Salgados und seinen Bildern aus dem fotografischen Langzeitprojekt „Genesis“. Daraufhin besprach Zlobinski ausgewählte Bilder, deren Entstehung und Geschichte im jeweiligen Kontext. Eine zentrale Fragestellung bei der Betrachtung solcher Bilder sei laut Zlobinski, was diese Bilder im Spannungsverhältnis zwischen kritischem Blick und Wahrheitsanspruch leisten könnten.

Rimmele stellte zum Schluss seine Arbeit als Pressefotograf vor und legte seine Arbeitsweise dar. In seinem Vortrag



Eröffnung der Sommerakademie: ASPR Präsident Mag. Norbert Darabos beim Interview mit dem ORF

sprach er u.a. über einen Auftrag, den er von einer Nachrichtenagentur bekommen hatte. Er sollte zu einem Presetermin gehen und so viele emotionale Fotos von Angela Merkel machen wie möglich. Nach nur 30 Minuten hatte er über 800 Bilder. Anschließend wurden jene Fotos für die Veröffentlichung ausgewählt, welche den höchsten emotionalen

Wert beinhalten. Mit diesem Beispiel versuchte Rimmele zu veranschaulichen, dass hinter solchen Bildern, enorme Selektionsmechanismen stehen, die entscheiden, welche Fotos abgedruckt werden und welche nicht. Zentral sei, dass Fotos Rezipient*innen ansprechen müssen und dies geschehe am besten, wenn Fotos emotional aufgeladen seien.

AUSTERITÄT IM VEREINIGTEN KÖNIGREICH: ECKPUNKTE EINER POLITIK DES RADIKALEN HUMANISMUS

Tim Griebel

Institut für politische Wissenschaft, Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg

Griebel begann seinen Vortrag mit der Klärung des Begriffs „Austerität“. Dieser wird häufig als Synonym für „Sparpolitik“, „Haushaltskonsolidierung“ und „Gürtel enger schnallen“ verwendet. Eingangs sprach Griebel über seinen (meta-)theoretischen Rahmen, der Zusammenführung der „Kulturellen Politischen Ökonomie“ (KPÖ), der materialistischen Sozialpsychologie und des radikalen Humanismus. Diese theoretischen Grundlagen dienten ihm im Rahmen einer kritischen Diskursanalyse dazu, das Thema „Austerität“ anhand empirischer Daten aus dem Vereinigten Königreich näher zu beleuchten.

Der Schwerpunkt seines Vortrages schloss an die Panel-diskussion am Freitagabend an, nämlich wie Produktion, Distribution und Vermittlung von Bildinhalten in der Presselandschaft aus radikalhumanistischer Sicht im Sinne einer Medien- und Bildpädagogik gedeutet werden könne. Dabei seien neben reinen Diskursanalysen auch die sogenannten „Vorstellungswelten“ zu berücksichtigen. Hierfür bezog sich Griebel auf ein Konzept von Jessop (2015): „clusters of meaning“ [...] „identify, privilege and seek to stabilize some economic activities from the totality of economic relations“. Wenn man verstehen wolle, warum gewisse Narrative so wirkmächtig seien, müsse man sich auch die materielle Lebenswelt und die Produktionsprozesse anschauen. Hierfür könne man auf Fromms analytische Sozialpsychologie zurückgreifen, welche den historischen Materialismus und die Psychoanalyse kombiniere und auf einem „radikalen Humanismus“ basiere. Fromm konstruierte in seinen Analysen zwei divergierende Sozialcharaktere: Zum einen der Sozialcharakter des Seins – in dessen Zentrum Wahrheit, authentische Bezogenheit, Solidarität, Liebe und der Wunsch zu sein und zu teilen stehe. Wenn diese Dimension blockiert würde, tendiere der Mensch zu dem zweiten Sozialcharakter, dem Sozialcharakter des Habens, charakterisiert durch Entfremdung, Angst, Schließung, Wettbewerb, Antagonismus, sowie dem Wunsch zu besitzen. Nach Griebel können diese beiden Möglichkeiten erklären, warum manche Bilder in der Lage seien, die Menschen emotional zu ergreifen. Griebel sprach dann über die Ergebnisse seiner Forschung, wobei ca. 15.000 Texte aus den britischen Zeitungen „Guardian“ und „Daily Telegraph“ im Zeitraum von 2010 bis 2016 dis-

kursanalytisch untersucht wurden. Anhand einer Schlüsselwort- und Kollokationsanalyse konnte herausgefunden werden, dass Austerität im Guardian äußerst ambivalent dargestellt wurde. Einerseits entsprachen die Argumentationsstränge dem Sozialcharakter des Seins, anderes waren auch Argumentationen im Sozialcharakter des Habens zu finden. Mit dieser Analyse wollte Griebel aufmerksam machen, dass Wörter niemals für sich alleine sprechen, weshalb stets auf den Kontext, in dem sie auftreten, sowie auf deren Normativität zu achten sei. Außerdem untersuchte Griebel die zwei Zeitschriften auch anhand einer Bildtypenanalyse und Sozialsemiotik. Es konnten einige wiederkehrende Motive zur Austerität gefunden werden, z. B. Protestbilder, wobei aber keine direkte Gewalt zu sehen gewesen war. Man konnte nur latente Gewalt erkennen, symbolisiert durch die Staatsmacht, Politiker*innen und anderen Personen. Anhand der gezeigten Bildtypen wurde deutlich, wie Austerität verkauft werde, nämlich mit Proteststimmung und negativen Nachrichtenwerten. Die nächste Frage, die im Zusammenhang mit der Sozialsemiotik zu stellen sei, laute, wie wir als Sehende mit dem Bild in Beziehung treten bzw. auf welcher Ebene wir das Bild sehen. Gleichzeitig sei zu fragen, mit wem oder was wir in Beziehung treten. Fromm betone v.a. folgende Beziehungsformen: die Beziehung zu sich selbst, zu anderen und zur Welt. Hier würde die Annahme eines Existenzmodus des Habens für die Bildlichkeit bedeuten, dass wir aufgrund einer Distanz, Abwendung oder eines Ausschlusses nicht direkt von jemandem im Bild angesehen würden, was eine indirekte Ansprache wäre. Hingegen würde ein Existenzmodus des Seins durch Nähe, Beteiligung und gleiche Machtverhältnis als direkte Ansprache zu verstehen sein. Als Ergebnis für die beiden Zeitungen lasse sich laut Griebel feststellen, dass es sowohl im Guardian als auch im Telegraph eine Tendenz zum reproduzierenden Sozialcharakter des Habens gebe.

Abschließend legte Griebel einen Fokus auf die Bedeutung von Bildunterschriften. Ein radikaler Humanismus würde nahe legen, dass wir in einem autoritären Neoliberalismus, „alternative“ Bildunterschriften – welche sich durch einen höheren Wahrheitsgehalt auszeichnen – benötigen. Die Frage laute aber letztlich, warum wir solche Bildunter-



Fishbowl während der Sommerakademie mit Teilnehmer*innen im Granarium der Burg Schlaining

schriften nicht haben. Und hier verwies Griebel auf die materielle Ebene, wenn Kapitalismus vorherrsche, der auf dem Sozialcharakter des Habens basiere. Wir haben eine Medienökologie, in der sich solche Medien wie der Guardian bewegen, die kapitalistisch geprägt seien. Dann würden ideologische Narrative, wie der Kensianismus oder der Neoliberalismus, unterstützt, weil sie an den Kapitalismus andockungsfähig seien und diesen eben nicht abschaffen

wollen. Dabei würden sozialistische und radikal humanistische Narrative sowohl in Texten als auch in Bildlichkeit nicht die Chance haben, anzudocken und dominant zu werden. Die Herausforderung sei, das aufzudecken und kritisch zu bleiben, weshalb wir über die ideologischen Tricks nachdenken müssten. Das wäre dann eine kritische Medienpädagogik.

HEIMATLAND ERDE. POLITIK UND PÄDAGOGIK DER GLOBALEN ZIVILGESELLSCHAFT

Werner Wintersteiner

Alpe Adria Universität Klagenfurt

In Wintersteiners Vortrag ging es um die Frage der Überwindung von Ressentiment, wenn dieses ein unproduktiver, aber nicht unbedingt erfolgloser Versuch sei, das Selbstbild und Selbstwertgefühl angesichts einer Krise zu stabilisieren. Ihm zufolge sei die Solidarität ein Medium einer erfolgreichen und produktiven Stabilisierung des Selbstbildes, sowie die Folge dieses Prozesses. Dabei gehe er davon aus, dass das Selbstbild eines Global Citizen die globale Solidarität als Handlungsziel nach sich ziehe und eine reale Alternative zur pauschalen und ressentimentgeladenen Ablehnung aller Veränderungen sei. Diese globale Haltung des Global Citizen sei nicht einfach eine logische Einsicht in unabwältzbare Fakten und kein automatischer Reflex auf die historische Situation, sondern sehr wohl eine ganz bestimmte Verarbeitungsform einer objektiven Situation und ihrer subjektiven Folgen. Eine Verarbeitungsform, die nach Wintersteiner ethisch und gesellschaftlich sehr wünschenswert sei, und durch politisches Eingreifen und pädagogische Unterstützung befördert werden könne. Dementsprechend untersuche er Emotionen in Politik und Pädagogik nicht isoliert, sondern er werfe den Blick auf ein Gesamtphänomen und interessiere sich für die komplexen Situationen, die auch die Haltung des Weltbürgertums begünstigen. Für Wintersteiner sei es notwendig, ein gesamtpolitisches Gegenkonzept zum neuen Nationalismus und Neoliberalismus zu entwickeln, denn wir befänden uns in Zeiten der Abwehr der Ressentiments, die mit Nationalismus und Rassismus verbunden seien. Diese Abwehr richte sich gegen die Realität und sei zugleich ein Ausweg aus dieser Realität, weshalb eine solche Haltung bestimmte Tatsachen bis zu einem gewissen Grad anerkennen und zugleich die Illusion verbreiten würde, man könne sie auch jederzeit wieder aus der Welt verbannen, wenn man nur die richtigen Schuldigen finde und diese bestrafe. Hier mische sich also in gefährlicher Weise eine verständliche Sozialkritik mit Fremdenfeindlichkeit durch einen Rückgriff auf uraltes magisches Denken. Es spiegle sich auch ein anerkennungs- und förderungswerter Wunsch Agency zurück zu erobern, nämlich wieder Herr bzw. Herrin über das eigene Schicksal zu werden. Allerdings greife die Kritik am neuen Nationalismus, so berechtigt diese auch sei, nach Wintersteiner zu kurz. Es müsse gleichzeitig der entfesselte neoliberale Kapitalismus angeprangert werden, der sich zwar modern und weltoffen zeige, aber für viele Übel die Ursache sei, für die sich der neue Nationalismus als Heilmittel ausbehe. Hier

forderte Wintersteiner, dass wir ein Bewusstsein, ein Gefühl, eine Haltung von Global Citizenship als Gegenkraft gegenüber der weltumspannenden Ökonomie und Politik des neoliberalen Kapitalismus, sowie einen Kosmopolitismus brauchen. Dafür sei ein planetares Bewusstsein für Global Citizenship von Nöten, das im kosmopolitischen und solidarischen Sinne ein komplexes Zusammenspiel von sinnlichen Erfahrungen, emotionalen Erlebnissen, sowie deren Reflexion sei. Die Idee des Global Citizen und des planetaren Bewusstseins solle nach Wintersteiner jenen Menschen ein Angebot machen, die sonst mit anderen Dingen sympathisieren, um ihre Selbstwirksamkeit zu erhöhen und ein positives Selbstbild zu ermöglichen.

Für Wintersteiner sei es allerdings nicht nur wichtig einen globalen Blick zu haben, sondern darüber hinaus auch eine globale Solidarität zu entwickeln. D.h. es gehe primär um die Einheit der Menschen. Erste Vorstellungen über die Einheit der Menschheit finden sich bereits im religiösen Kontext, z.B. im Adjektiv „katholisch“, welches aus dem Altgriechischen stammt und allumfassend bedeutet. Hinsichtlich des Islam nannte Wintersteiner das Beispiel von Malcolm X, der ein nationalistischer Vertreter der Rechte von Schwarzen in den USA war, aber letztlich, wie dieser selbst sagte, ein schwarzer Rassist gewesen wäre. Durch seine Konversion zum Islam und seinen Erfahrungen in Mekka bei der Pilgerfahrt, gerade im Kennenlernen einer transkulturellen, internationalen und mit dem einem Gott verbundenen Gemeinschaft, hätte Malcolm X seinen Nationalismus überwunden und kämpfte fortan für eine Einheit der amerikanischen Nation ohne Rassismus: „[...] if white Americans could accept the Oneness of God, then perhaps, too, they could accept in reality the Oneness of Man [...]“. (Malcolm X, 1992, S. 392) Hier könne Religion ein positives Medium, auch für Global Citizenship, sein. Die Einheit der Menschheit finde sich auch in Säkularisierungsbestrebungen im 18. Jahrhundert, die hauptsächlich von Häretikern ausgingen und letztlich zu universalen Menschenrechten führten. An dieser Stelle fragte Wintersteiner, ob Universalismus als (gebrochenes) Erbe von jüdischer Gerechtigkeits- und christlicher Liebesethik zu verstehen sei und zitierte folglich zwei große Denker als Erben dieser Entwicklung. Nämlich Emmanuel Lévinas, der das „Antlitz des Anderen“ als ethischen Appell verstehe, und Jürgen Habermas, der zur universalen (pluriversen) Ethik schrieb:

„Der egalitäre Universalismus, aus dem die Ideen von Freiheit und solidarischem Zusammenleben, von autonomer Lebensführung und Emanzipation, von individueller Gewissensmoral, Menschenrechten und Demokratie entsprungen sind, ist unmittelbar ein Erbe der jüdischen Gerechtigkeits- und der christlichen Liebesethik“.
(Jürgen Habermas, 1999)

Nach diesen theoretischen Grundlagen sei man, laut Wintersteiner, erst in der Lage, darüber nachzudenken, welche Konzepte es gibt, wie die Einheit der Menschheit gedacht und diskutiert werden kann, um in letzter Konsequenz es für die Menschen erlebbar zu machen. Mit der Frage, wie sich planetares Bewusstsein entwickeln könne, leitete er über zu seinen Vorstellungen über die Einheit der Menschheit als ethisch-ästhetisches Projekt. Darin finden sich zwei Denkfikturen, die durchaus miteinander verwandt seien – einerseits eine globale Solidarität als Reflexion neuer Erfahrungen und Welt-Sichten (Günther Anders und Neil Postman), andererseits eine globale Solidarität als Empfindsamkeit für das Leid der Anderen (Richard Rorty und Judith Butler). Dabei verwies Wintersteiner auf das 50-jährige Jubiläumsjahr der Mondlandung im Jahr 1969. Er meinte, dass es seltsam sei, dass man noch nicht Anders Text „Der Blick vom Mond“ diskutiert hätte. Der österreichische Philosoph Günther Anders reflektiere, dass sich die Menschheit erst jetzt von außen betrachten könne, wodurch sie sich in einer Form der Entfremdung befinde. Da sich alle gleichermaßen von sich selbst entfremdet hätten, könnten die Menschen jetzt miteinander versöhnlicher sein. Auf diese Weise wäre es möglich, „dass die Differenz zwischen den politischen Systemen durch diese Schicksalsidentität ihre Erstrangigkeit verliert“ (Anders, 1994). An diese Idee knüpfte Neil Postman seine Gedanken zum „Raumschiff Erde“ (1997) an, zur Geschichte vom Menschen als Hüter der Erde und dem Beschützer einer verletzlichen Raumkapsel. Dadurch werde die Idee des Rassismus sowohl irrelevant als auch lächerlich und sie demonstriere in sehr klarer Form die gegenseitige Abhängigkeit der menschlichen Wesen, die Notwendigkeit von globaler Solidarität, denn, wenn ein Teil des Raumschiffs vergiftet werde, würden alle leiden (Postman, 1997). Kritisch merkte Wintersteiner an, dass dieser Automatismus so ohne weiteres nicht gegeben sei und verwies im Folgenden auf die etwas raffiniertere Vorgangsweise von Richard Rorty. Dieser

meinte, dass die mentale Konstruktion zu durchschauen sei, um an ihr zu arbeiten und dabei die prinzipiell gegebene Fähigkeit, fremde Menschen als Leidgenossen zu sehen, zu nützen und auszudehnen. Das Ziel sei, die gesamte Menschheit durch gute Erzählungen der Empfindsamkeit miteinzubeziehen und unsere Einbildungskraft zu erweitern. Allerdings blieb Rorty auf dieser Ebene stehen, was Wintersteiner zu Judith Butler führte, die darüber nachdachte, wen wir betrauern und wen wir nicht betrauern und wie das Betrauern und Nichtbetrauern mit Gewalt zusammenhänge. Butler bezog sich dabei auf frames, mit denen sich die Menschen die Welt zurechtlegen würden. Ähnlich wie Rorty verweist sie dabei eine mentale Aufgabe für den Menschen, die zu entwickeln sei, und darüber hinaus eine pädagogische und politische Aufgabe.

Wintersteiner sprach zum Abschluss seines Vortrages über die Positionen Edgar Morins, die in gewisser Weise als Radikalisierung der bereits genannten Ansätze und zugleich als eine Synthese zu begreifen sei, da er auf die genannten Problematiken viel umfassender und konkreter mit historischer Vertiefung eingehe und daraufhin zu folgenden Schlussfolgerungen komme: Morin verweist auf die Emergenz einer planetaren Schicksalsgemeinschaft, bei der die Menschheit im Atomzeitalter auch durch sich selbst bedroht sei. Diese Selbstbedrohung in einer postreligiösen Zeit nennt er das „Evangelium des Untergangs“, was paradox klinge und auch paradox sei. Morin argumentiert, dass die Menschheit keinen Ausweg mehr habe, weil sie durch die Wissenschaft schon alle Daten erhalten habe und wisse, worin die Probleme liegen, dass es keine Ausreden mehr gebe und sie zum Untergang verurteilt sei, wenn es so weiter gehe. Daraus erhofft Morin einen Handlungsimpuls, der nur dann kommen könne, wenn sowohl die intellektuellen als auch die emotionalen Hindernisse abgebaut werden können. Deshalb tritt er für eine radikale Reform des Denkens ein, sowie für ein umfassendes pädagogisches Programm, das er mit dem Titel „Die Sieben Fundamente des Wissens für eine Erziehung der Zukunft“ für die UNESCO entwickelte. Das bedeute, die Menschheit müsse lernen, komplexer zu denken und die Komplexität der Welt zuzulassen. Sie müsse eine Verwirklichung der Erdenbürgerschaft anstreben und so handeln, als gäbe es diese bereits, damit eine Chance bestehe, die Welt neu und anders zu organisieren.

FRIEDENSPÄDAGOGIK UND KONFLIKTBEARBEITUNG

Angela Mickley

Fachhochschule Potsdam

Mickley bezog sich in ihrem Beitrag auf ihre Jahrzehnte langen Erfahrungen mit Friedenspädagogik und Konfliktbearbeitung in Bezug auf den Nordirlandkonflikt. Sie lebte in einer katholisch geprägten Gegend, die von der IRA kontrolliert wurde und sie schilderte konkret, wie sie mit den Kindern aus der Nachbarschaft gespielt hatte, oder wie sie mit den paramilitärischen Einheiten intensiv diskutiert hatte und sie dabei dazu bringen wollte, der Gewalt abzuschwören. Das hätte meist nicht funktioniert, zumindest nicht bei allen und schon gar nicht sofort. Trotzdem hatte sie später erkannt, dass es viele Möglichkeiten gab, konkrete Veränderungen in komplexen Situationen anzustoßen, die erstmals als völlig unveränderbar erschienen. Dabei sei einer ihrer Freunde entscheidend gewesen, der beispielsweise protestantische Kinder zum Schwimmen und Turmspringen mitnahm, um sie mit den katholischen Kindern zusammenzubringen. Mickley führte aus, dass das Vertrauen dieser Kinder enorm groß gewesen sei, sodass sie schließlich mit den katholischen Kindern und einem noch jungen britischen Offizier gemeinsam in die nahegelegenen Berge Campen fuhren. Wahrnehmen habe sie können, dass zwar nicht die Feindbilder der Kinder aufgelöst wurden, aber sich langsam Steinchen aus dem Feindbildmosaik lösten. Die Kinder hätten jedoch keinen Bezug zu Frieden gehabt und damit nichts anfangen können, da sie die Gräueltaten und Verbrechen der jeweils anderen Gruppierung kannten und sich ihrer Perspektiven in der Zukunft sehr wohl bewusst waren. Hier sei Mickley bewusst geworden, dass Frieden nicht kognitiv zu vermitteln sei. Den Kindern hätten schlichtweg die Bilder von Frieden gefehlt. Aber es war möglich, für die Kinder und auch für die Angehörigen in gemeinsamen Sitzungen und Unternehmungen Erfahrungsräume zu schaffen und dabei zu lernen, wie man miteinander umgehen könne und dabei auch, wie sich Frieden anfühlen könnte. Es gelang ihr Elemente der Identitätsförderung zu entdecken sowie Gemeinsamkeiten zwischen den vermeintlichen Feinden zu rekonstruieren.

Eine andere Schiene ihrer Arbeit war der Zugang zur nordirischen Friedensbewegung. Die Gründer*innen und späteren

Friedensnobelpreisträgerinnen, Betty Williams und Mairead Corrigan, wollten das Image der Iren im Ausland verbessern. Mickley unterstützte Williams und Corrigan dabei und half bei der Verbreitung ihrer Forschungsergebnisse. Mickley erzählte weiters, dass sie Ende der 1970er Jahre zu einer dreiwöchigen Klausur zur „Verbesserung der Lage in Nordirland“ eingeladen worden sei, an der drei paramilitärische Führer der beiden verfeindeten Gruppierungen, Vertreter*innen der Friedensbewegung, Journalist*innen und Politiker*innen teilgenommen hatten. Die leitende Frage dieser Klausur sei gewesen, ob es einen Ausweg aus dem aussichtslosen Morden gebe. Mickley führte Methoden und Herangehensweisen aus, die sich dort in ihrer Arbeit als sehr hilfreich erwiesen haben. Sie führte aus, dass man nicht über den Verstand an diese Menschen herankäme, sondern über das Gefühl, d.h. über die Not, die Bedürfnisse, die Benachteiligung und Ungerechtigkeit, die die Menschen erfahren. Ein weiterer Punkt betraf die Notwendigkeit zwischen Tat und Tätern zu trennen. Denn man könne jemanden mögen und sogar wertschätzen, obwohl diese Person Dinge getan hatte, die man selbst nie tun würde und nicht gutheißen könne. Zu diesem Ansatz sei sie über die Frage gekommen, wie sie an das Verhalten einer Person herankäme. Das habe sie durch das Vorstellen von Schlüsselereignissen aus der jeweiligen Sicht der Konfliktparteien erreicht. So wurde auf Seiten der protestantischen Paramilitärs geschildert, wie sie einen landesweiten Streik organisiert und dabei an bestimmten Punkten gezielte Morde an Busfahrer begangen hatten. Dabei wäre es ihnen weniger um die Herrschaft über das Land gegangen, sondern in erster Linie um den Schutz ihrer Identität. Auf der anderen Seite hatte ein katholischer IRA-Vertreter eine Bombenkampagne geschildert und erzählt, wie er Zweifel an der Legitimität seiner Organisation bekommen habe, als diese ihm den Auftrag gegeben hätte, seinen Cousin zu töten. Mit diesen Situationsbeschreibungen gelang es während der Klausur, auf Positionen, Interessen, Gefühle und Bedürfnisse einzugehen. Solche Gespräche ermöglichten auch, zumindest kognitiv, ein besseres Verständnis für die anderen Konfliktparteien zu entwickeln und zu erkennen, dass die Einstellungen der jeweiligen Parteien viele Ähnlichkeiten aufwiesen.

GEFÜHLTE GESCHICHTE? CHANCEN UND HERAUSFORDERUNGEN VON EMOTIONEN IM HISTORISCHEN LERNEN

Juliane Brauer

Max-Planck-Institut für Bildungsforschung Berlin

Brauer begann ihren Vortrag mit einer Meldung vom 14. März 2011 aus der Süddeutschen Zeitung: „Puchheim: Gericht ahndet Hitlergruß mit Gedenkstättenbesuch. Rassistische Sprüche bei zwei Promille: Ein 19 Jahre alter Mann hat in angetrunkenem Zustand den Hitlergruß gezeigt. Jetzt verdonnerte ihn ein Gericht zu einer Einzelführung im ehemaligen KZ Dachau.“

Diese Meldung habe auf ein tiefverankertes Verständnis darüber verwiesen, dass das Lernen über Massenmord, Menschenrechtsverletzungen und willkürliche Gewalt aus fehlgeleiteten Jugendlichen und potenziellen Gewalttätern moralisch bessere Menschen mache. Im pädagogischen und politischen Diskurs erfolge dies über eine emotionale Sensibilisierung. Dem Urteil des Jugendgerichts liege die Überzeugung zugrunde, dass Erziehung zu Mitgefühl vor zukünftiger Gewalt schütze. Eine Überzeugung, die von Menschenrechts- und Friedenspädagog*innen geteilt werde. Doch Brauer stellte demgegenüber die Fragen ins Zentrum ihres Vortrages, ob Geschichte tatsächlich die Lehrmeisterin des Lebens sei, ob über die Vermittlung von Geschichte das richtige Fühlen gelernt werden könne, und allgemeiner, was Emotionen, Geschichte und historisches Lernen miteinander zu tun haben.

Um diese Fragen zu beantworten, betrachtete Brauer die verschiedenen Definitionen von Emotionen aus den Natur- und Geisteswissenschaften. Manche der Emotionsdefinitionen fokussieren sich auf die innere Seite der Erfahrungsdimension, während andere sich lediglich auf die äußere, sichtbare und damit manifeste Seite der Emotionen begrenzen. Hier zeigte Brauer u.a. Grafiken zu „Bodily Maps of Emotions“ (Nummenmaa, Glereana, Hari, Hietanen, 2014). In diesem Sinne werden Emotionen als anthropologische Konstante gesehen, als etwas Ahistorisches, das immer und überall gleich existiere. Als Historikerin habe Brauer damit ein Problem, weshalb sie eine mehr kulturwissenschaftliche und historische Perspektive vorschlug und zunächst festhielt, dass Emotionen für sie kulturell geprägt und historisch veränderlich seien. Daraus folgt, dass die emotionalen Standards einer Gesellschaft erlernt seien, ausgehandelt werden und sich verändern. Emotionen seien zwischen

innen und außen, zwischen Körper und Geist, angesiedelt und seien Markierungen, die sich im Körper einschreiben und ihn verändern. Als Beispiel führte sie den trauernden Menschen an, der etwa die Schultern hängen lasse. In der Konsequenz dieses Wechselverhältnisses von Emotion und Körper seien Emotionen auch etwas, die ausgelebt werden („doing emotions“), beispielsweise im Weinen. Emotion sei in diesem Sinne ganz klar ein genuiner Gegenstand historischer Forschung.

Die Emotionsgeschichte hätte laut Brauer mit der Beobachtung begonnen, dass Gefühle nicht nur geschichtsmächtig, sondern auch geschichtsträchtig seien. Das hieße, Emotionen haben nicht nur eine Geschichte, sie machen auch Geschichte, weshalb sie keine anthropologischen Konstanten haben und sich in Ausdruck, Objekt und Bewertung verändern. Dass Emotionen geschichtsmächtig seien, führte Brauer am Beispiel der Jubelstimmung zum Ersten Weltkrieg in Anlehnung eines Auszugs vom 1. August 1914 in der Freiburger Zeitung aus. Darin werde von einem Vulkan an Empfindungen gesprochen, wonach Mädchen und Frauen weinten und Männer eisern entschlossen waren. Später würden Historiker*innen sagen, dass Europa wie ein Schlafwandler gierig und euphorisch in den Krieg getaumelt sei. Als ein weiteres Beispiel für die Geschichtsmächtigkeit nannte Brauer den Fall der Berliner Mauer. Für die Geschichtsträchtigkeit nannte sie das Beispiel des Heimwehs, das bis ins frühe 19. Jahrhundert kein Gefühl gewesen sei, sondern eine tödliche Krankheit, deren Symptome in fortwährender Traurigkeit und Denken an die Heimat, häufige Seufzer, unruhiger Schlaf, Abnahme der Kräfte, geringer Appetit, Herzensängste, Fieberschwächen, Abmagerung und schließlich im Tod bestanden, wenn man die Betroffenen nicht wieder in die Heimat zurückschicke. Im 19. Jahrhundert sei Heimweh dann als erzieherische Herausforderung erkannt worden, da sie als ganz natürliche Reaktion von Heranwachsenden angesehen wurde, wodurch Betroffene nicht mehr als krank, sondern als unreif galten. Es sei dann die Aufgabe der Erziehenden gewesen, die Kinder anzuleiten mit diesem Gefühl umzugehen und es zu überwinden. In den 1940er Jahren habe sich die Ansicht durchgesetzt, dass Heimweh ein Anzeichen fehlenden Selbstwertgefühls sei

und es nur gemütsbetonte, schwache Kinder befallen würde, vorrangig Mädchen. Die Jungen hingegen hätten Fernweh gehabt. In den 1980er Jahren sei das Gefühl des Heimwehs in Kinder- und Jugendbüchern wieder aufgetaucht und habe sich als negatives Gefühl von Heranwachsenden gegen die Postmoderne und die Beschleunigung des Lebens manifestiert. Diese Entwicklung solle verdeutlichen, wie (ver)wandelbar Emotionen im Laufe der Geschichte seien, wie gesellschaftliche Vorstellungen und Diskurse festlegen und erlauben würden, was zu fühlen sei und was nicht, wer überhaupt was fühlen dürfe, was in der Öffentlichkeit gezeigt werden dürfe und was nicht. Das hieße letztlich, dass wir nie sagen können, wie sich vergangene Menschen gefühlt haben, weil Gefühle sich ja verändern.

Anknüpfend an diese Ausführungen kam Brauer zum zentralen Teil ihres Vortrages und sprach darüber, dass das Unterrichtsfach Geschichte ein ziemlich spannendes Fach sein könne, wenn man nämlich vom menschlichen Fühlen vergangener Zeiten lerne. Allerdings sei das nicht allzu einfach zu erreichen, denn Emotionen im historischen Lernen bedeute auf Objektebene, dass die Emotionen der historischen Akteur*innen, etwa anhand der angeführten Beispiele, als Gegenstand historischen Lernens zu begreifen seien. Das Problem, dass sich hier zeige, sei die Vermischung von Subjektebene (Schüler*innen und Lehrer*innen) mit der genannten Objektebene, so dass letztlich nicht mehr klar sei, um wessen Gefühle es eigentlich gehe. An dieser Stelle knüpfte Brauer wieder an das Eingangszitat an und führte aus, dass Emotionen – in Bildmedien, historischen Ausstellungen und Gedenkstätten – in der Gegenwart eine immer größere Rolle spielen. Sie habe den Eindruck, dass Geschichte regelrecht mit Emotionen als Erlebnis beworben werde, denn sonst könne sie in diesem überquellenden Repertoire emotionaler Angebote nicht bestehen, zumindest im deutschen Kontext. Diesen Eindruck bestätigte sie mit dem aktuellen Werbeslogan auf der Homepage des DDR-Museums, wo es heiße: „Eine spannende Zeitreise in die sozialistische Vergangenheit. Tauchen Sie ein und erforschen Sie das reale Leben in der DDR.“ Nacherleben, Einfühlen und Eintauchen seien derzeit zentrale Modi populärer Geschichtsvermittlung, da sie auf Spannung, Spaß

und Unterhaltung setzen. Brauer verwies auf ihre vorigen Ausführungen und sprach dann von einer Sackgasse, im Konkreten von zwei entscheidenden Einwänden:

1) Aus emotionshistorischer Perspektive sei es ein Irrtum anzunehmen, dass Geschichte nacherlebbar ist. Eine Annäherung im Sinne eines analogen Fühlens sei zwar denkbar, aber nicht eine Zeitreise in das Herz oder in den Kopf historischer Menschen. Emotionen würden nicht einfach nachgefühlt werden können, da wir Menschen in der Gegenwart nicht den Erfahrungsraum und Erwartungshorizont vergangener Menschen teilen.

2) Aus der geschichtsdidaktischen Perspektive sei historisches Lernen die Erfahrung des zeitlich, kulturell und biographisch Anderen, des Fremden. Es sei eine Alteritätserfahrung und darüber hinaus wichtig, dass wir in der heutigen Zeit daran festhalten. Die Angebote der erlebten Geschichte würden allerdings über die Emotion auf die Illusion der Gleichartigkeit setzen, nämlich, dass wir uns über Emotionen an die historischen Akteur*innen annähern könnten. Damit wäre historisches Lernen eine Identitätserfahrung, aber keine Alteritätserfahrung. Geschichtsdidaktische Aufgabenformate setzen auf Perspektivenwechsel und fordern Schüler*innen dazu auf, sich in die Lage historischer Akteur*innen zu versetzen, was hinsichtlich eines produktiven Lernens solange in Ordnung gehe, solange es nur den Perspektivenwechsel und nicht die Übernahme betreffe. Wie problematisch das sei, zeige nicht zuletzt die Behandlung des Nationalsozialismus im Zweiten Weltkrieg und das Lernen über den millionenfachen Massenmord. Betroffenheit, Empathie, Mitgefühl oder Trauer gehören zur emotionalen Melange, die das gesellschaftspolitische Denken und Erinnern an die Opfer einfordere. Jenen Lernenden, die wenig oder gar nichts über den Holocaust wissen, können aber genau diese moralischen Gefühle ziemlich fremd sein. Vielleicht würden sie sich diesen Orten oder Themen lieber mit Neugierde, Wut oder auch Desinteresse annähern. Im Sinne eines emotionssensiblen Unterrichts sei es wichtig, diese Gefühle auch zuzulassen und nicht im Vornhinein gesellschaftlich normiertes Fühlen festzulegen.

Zusammenfassend meinte Brauer, dass sich sagen lasse, dass Gefühle und Geschichte in vielfacher Weise miteinander verknüpft seien. Emotionen als Objekte historischen Lernens würden einen produktiven, vielleicht aktivierenden Zugang zu Geschichte erlauben. Die Thematisierung von Emotionen als Objekte historischen Lernens ermögliche einen alltags- und kulturhistorischen Zugang zu Geschichte und könne tatsächlich motivierend im Unterrichtsgeschehen sein. Denn man würde wegkommen von diesen sehr präsenten politikgeschichtlichen Quellen und könnte sich schließlich mehr mit Erinnerungsberichten, Liedern oder mit anderen Quellen beschäftigen, die die erfahrungsgeschichtliche Dimension einfangen. Dennoch würde der Ausflug in die Geschichte in eine Sackgasse führen, wenn man sich der Illusion hingäbe, dass ein Nachfühlen oder Nachempfinden dem historischen Lernen besonders guttäte. Denn das sei erstens nicht möglich und würde zweitens die Diversität und Individualität der Schüler*innen nicht ernst nehmen. Das bedeute, dass wir für einen erfolgreichen Lernprozess offene Denk- und Fühlräume brauchen und keine Gerichtsurteile, die in Gedenkstätten Besserungsanstalten sehen wollen.

PSYCHOSOZIALE KONFLIKTANALYSE UND KONFLIKTTTRANSFORMATION IM NAHEN OSTEN

Gudrun Kramer Österreichisches Studienzentrum für Frieden und Konfliktlösung (ASPR)

David Becker SFU Berlin

Im Zentrum des Vortrages von Kramer und Becker stand die Arbeit mit Palästinensischen Flüchtlingen, vor allem die Bedingungen und Möglichkeiten der Transformation von Emotionen. Dabei wurde nicht nur der Kontext, in dem palästinensische Flüchtlinge leben, sondern auch ein sehr konkretes Projekt vorgestellt.

Kramer begann den gemeinsamen Vortrag mit den Ausführungen über die spezifische Situation der palästinensischen Flüchtlinge, deren Anzahl bei der Staatsgründung Israels im Jahr 1948 zwischen 700.000 und 900.000 betragen habe. Heute sei das eine Gruppe von sechs Millionen Menschen, die bei der UNRWA registriert sind und in Gaza, in der Westbank, in Jordanien, im Libanon und in Syrien leben. Das Spezifische sei jedoch nicht, dass diese Menschen ihren Flüchtlingsstatus an ihre Kinder vererben, sondern dass sie eine neue Staatsangehörigkeit bekommen und gleichzeitig palästinensische Flüchtlinge bleiben können. Denn solange man bei diesem UN-Hilfswerk registriert sei, habe man Anspruch auf den Flüchtlingsstatus. Das Leben der Flüchtlinge sei gekennzeichnet durch enorme Widersprüche – im Rahmen des israelisch-palästinensischen Makro-Konflikts. Kramer fokussierte aber im Besonderen auf die intra-palästinensischen Konflikte und das Alltagsleben der Flüchtlinge und griff dabei einen von mehreren Widersprüchen heraus – nämlich, dass diese Menschen zum einen das durch eine UN-Resolution international verbriefte Recht auf Rückkehr haben würden, zum anderen aber auch das Recht auf ein Leben in Würde in der Gegenwart. Unter den Flüchtlingen gebe es oft die Annahme, dass sie kein würdevolles Leben haben dürfen und vielmehr in Armut leben müssten, um ihr Recht auf Rückkehr nicht zu verlieren. Das gehe soweit, dass eine Infrastrukturentwicklung bzw. ein Ausbau des Flüchtlingslagers nicht unbedingt unterstützt wird, aus Angst, dass sich dann ihre Situation normalisieren würde. Nichtsdestotrotz hätten sich Flüchtlingslager von Zeltstädten in den 1950er Jahren zu hochurbanen und dicht besiedelten Räumen entwickelt. In diesen Räumen sei das soziale Umfeld hauptsächlich durch eine große Armut, hohe (Jugend-)Arbeitslosigkeit, konservative Werteorientierung, höhere Gewaltbereitschaft, mangelnde Infrastruktur und Stigmatisierung durch die Gastgesellschaft geprägt. Ein Narrativ, dass von vielen Flüchtlingen erzählt werde, sei die Antwort auf die Frage nach der Herkunft. Denn schon von Fünfjährigen wer-

de der Herkunftsort des Großvaters genannt, ein Dorf, das sie selbst nicht kennen oder das womöglich heute gar nicht mehr existiert. Dennoch werde eine emotionale Bindung zu diesem Ort hergestellt und nicht dem Ort, wo sie eigentlich aufgewachsen und sozialisiert seien. Als Beispiele würden Graffiti, etwa mit der historischen Landkarte Palästinas, oder Symbole, etwa der Schlüssel als Zeichen der verlorenen Häuser, gezeigt. Für Kramer seien diese Räume eine Wartehalle der Geschichte, in der ein Volk drinnen sitze und auf den Zug warte, von dem niemand wisse, wann er bzw. ob er wirklich komme. Diese andauernde Perspektivenlosigkeit führe zu verstärkter Abhängigkeit, Hoffnungslosigkeit, Depression und Lethargie, sowie zur sozialen Spaltung, die unter anderem das Potenzial für Manipulation durch Dritte erhöhe.

Becker knüpfte anschließend an das zuvor genannte Narrativ an und führte dazu aus, dass dieses Narrativ brüchiger und folglich komplexer werde, wenn man längere Zeit mit diesen Menschen arbeite. Am ehesten erfahre man in vertrauensvollen Zusammenhängen, etwa in Gesprächen mit vertrauten Gruppen, Supervisionen oder in der Reflexion therapeutischer Arbeiten, etwas über die Menschen. Darüber hinaus dürfe nach Becker die Tatsache nicht vergessen werden, dass es große Unterschiede gäbe, ob man von Gaza oder vom Libanon spreche. Libanesisches Lager seien mit Abstand die erschreckendsten. Ihm zufolge sei es wichtig zu wissen, dass das Leben der Palästinenser*innen seit vielen Jahren durch psychosoziale Lebenssituationen gekennzeichnet sei und sich nicht nur mit dem Begriff Trauma zusammenfassen lasse. Insbesondere würden diese Menschen in Angst leben, nicht nur hinsichtlich ihres Lebens im palästinensisch-israelischen Konflikt bzw. Krieg, sondern auch hinsichtlich der internen Konflikte, die massiv seien. Das Thema Angst und Bedrohung sei das eine und das Thema Trauma und Zerstörung sei das andere, denn es gehe um lange Kontinuitäten von Zerstörung, mittlerweile über 70 Jahre. So gäbe es im Gazastreifen kein Kind mit ca. 10 Jahren, das nicht mindestens vier Kriege erlebt habe. Hier fragte Becker, was das im Zusammenhang mit Trauma bedeute. Er meinte, dass diese Menschen unendlich viele Verluste hinnehmen hätten müssen, die häufig nur partiell oder gar nicht betrauert werden konnten. Diese Verluste würden über alle Interaktionen schweben, die man mit diesen Menschen habe. Man sei nicht nur mit dem Verlust der Heimat bzw. der

Herkunft, sondern auch mit ganz realen Dauerverlusten in der Familie durch Tod, durch verlorene Häuser und Perspektiven konfrontiert. Die daraus resultierende Trauer sei stets spürbar. Die meisten dieser Menschen haben ganz viele tägliche Erfahrungen der Entwürdigung, der Demütigung und der Ungerechtigkeit, gegen die sie sich nicht wehren könnten, erlitten. Das sei wichtig zu berücksichtigen, wenn man in Kriegssituationen mit betroffenen Menschen arbeite und beispielsweise kleine Räume zivilgesellschaftlicher Entwicklung ermöglichen wolle.

Kramer sprach daraufhin von einem ihrer initiierten Projekte, nämlich vom Projekt „Beyond – Capacity Development for Palestinian Refugees“, einem psychosozialen Kapazitätsentwicklungsprogramm. Für dieses Projekt sei es wichtig gewesen, einen sicheren Raum zu schaffen, wo politische Tabus angesprochen werden können. Als Beispiel nannte Kramer das Recht auf Rückkehr, das eine hundertprozentige Solidarität mit den Flüchtlingen verlange. Als weitere Bedingungen für dieses Projekt nannte sie einerseits das Vertrauen in Bezug auf die Gruppe mit der man arbeite und andererseits die Adressierung von Emotionen im Konflikttransformationsprozess. Es sei dabei nicht darum gegangen, Palästinenser*innen mit Israelis zusammenzubringen, da die Erfahrung in solchen Prozessen gezeigt hatte, dass die asymmetrischen Machtverhältnisse dies erschweren. Die Konzeption dieses zweijährigen Projekts habe auf unterschiedlichen Ebenen bestimmte Aktionen und Handlungen, Reflexionen, kognitive Wissensvermittlung und Qualifikationstransfers, sowie soziales Engagement und Gemeinschaftsmobilisierung vorgesehen. Dafür sei eine Kerngruppe von 22 palästinensischen Flüchtlingen gebildet worden, die von Beginn an selbst jeweils eine sogenannte „Multiplikationsgruppe“ aufbauen und moderieren mussten, die selbst wieder aus etwa zehn Personen bestanden habe. Oft besteht bei solchen Fortbildungsprozessen die Gefahr, dass die Teilnehmer*innen beim „Re-entry“ eine Zurückweisung der eigenen Gemeinschaft erleben. Demgegenüber habe das Ziel hier darin bestanden, von vornherein auf eine gemeinsame Arbeit und Reflexion mit der eigenen Multiplikationsgruppe zu setzen, die aus Freunden, Verwandten und Bekannten bestand. Insgesamt seien damit weitere 242 Personen erreicht worden, die durch den Prozess mit vielen Modulen mitgegangen seien. Die Bausteine des Projekts bestanden aus

a) inhaltlichen Sitzungen zur Wissensgenerierung und Wertereflexion, zum Beispiel über palästinensische Geschichte und Identität, internationales humanitäres Recht, UNRWA, Governance-Modelle und -Strukturen, sowie Treffen mit politischen Vertretern der Gastregierungen;

b) Sitzungen zum Ausbau von Fähigkeiten, z.B. Gruppenmoderation, Konsenserstellung, Dialog, Konfliktanalyse, Präsentations-, Kommunikations- und Managementfähigkeiten; und

c) prozessbezogenen Sitzungen, z.B. Körperarbeit, Meditation, Reflexionsrunden, Prozessgruppen, Gesamtlerngemeinschaft, Einzelsitzungen und Treffen mit Ankergruppen.

Darüber hinaus musste die jeweilige Multiplikationsgruppe in den zwei Jahren ein eigenes Projekt in ihrem eigenen Umfeld erarbeiten und umsetzen, um die soziale und politische Teilhabe der palästinensischen Flüchtlinge zu stärken.

Becker sprach anschließend über die Herausforderungen, welche beim Gespräch mit jungen Menschen über ihre Lebenserfahrung auftreten können. Hier fragte Becker kritisch, ob ihnen tatsächlich Trauma- und Angsttheorien beigebracht werden sollten. Dementsprechend hätten sie sich für eine Mischung entschieden, theoretische Inhalte für die Arbeit als Community-Leader zu erlernen. Außerdem berichtete Becker über eine Situation in der er Teilnehmer*innen des Projekts über Angstprozesse aufgeklärt habe. Durch diese Information konnte er erreichen, dass ein Teilnehmer über seine persönliche Angst sprach: Der Teilnehmer hätte Angst gehabt in der Gruppe als Feigling zu gelten, weil er sich nicht getraut hätte einen Mordauftrag auszuüben. Die Tatsache, dass diese Person sich getraut habe, in der Gruppe seine Erfahrung zu teilen und diese zum Thema zu machen, zeige den Erfolg dieser konzeptionellen Mischung. Weder sei ausschließlich eine Therapie der richtige Zugang, noch sei lediglich eine Fortbildung in solchen Zusammenhängen zielführend: Wichtig sei die Etablierung eines Raumes, bei welchem die Menschen miteinander reden und offen ihre Ängste formulieren dürfen.

RESSENTIMENT UND CHANGE: POTENTIAL IN EUROPE – A SOCIAL PSYCHOLOGY OF CONFLICT TRANSFORMATION

Sara Paloni

SFU Wien und Berlin (Team Sozialpsychologie)

Paloni präsentierte als Projektmanagerin des internationalen Forschungsclusters „Ressentiment and Change Potential in Europe (RECHANGE)“ das Erkenntnisinteresse und die Problemstellung des Projektes und demonstrierte anhand bereits erhobenen empirischen Daten die Aktualität des Projektes.

Beginnend mit der Ausgangsmotivation und dem Forschungsinteresse verwies Paloni auf die gegenwärtigen politischen und sozialen Konflikte und auf neue Formen von Protestbewegungen in Europa, die bereits in den vorigen Vorträgen zur Sprache kamen. Als Beispiele nannte sie unter anderem Wahlkampflogos der SPÖ und FPÖ für die Europaparlamentswahl 2019 und zeigte auf politisch-diskursiver Ebene die affektive Mobilisierung von Subjekten. Im Kontext dieser Debatten tauche immer wieder eine Gefühlslage auf, die jene Protestbewegungen grundlegend antreibe: das Ressentiment. Die aktuelle wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Ressentiments finde vor allem in der Philosophie, Soziologie und Politikwissenschaft statt. Der Forschungscluster möchte im Hinblick auf die Frage nach dem Zusammenwirken von Emotionen und Konflikt dringend eine sozialpsychologische Perspektive einnehmen. Die Sozialpsychologie interessiere sich dafür, wie lokale, alltägliche und subjektive Lebenswelten mit sozialen und politischen Verhältnissen verzahnt seien und richte den Blick auf das Wechselverhältnis zwischen Subjekt und Gesellschaft. Ausgehend von dieser Problemstellung sei der Forschungscluster an der Verschränkung von intrapsychischen Prozessen, dem Alltagshandeln auf einer Mikroebene, den „großen“ Konflikten auf einer Makroebene, sowie an den Funktionen von Ressentiments interessiert. Dementsprechend habe der Forschungscluster drei Dimensionen bzw. Säulen:

- 1) die Bestimmung und empirische Rekonstruktion des Ressentiments als psycho-soziales Phänomen
- 2) die theoriegeleitete Auseinandersetzung mit dem Konzept des Ressentiments als „zweigesichtig“
- 3) die Entwicklung von konkreten Interventionen und praktischen Anwendungen im Hinblick auf das Verändern von gesellschaftlichen Konflikten

Zum Verständnis des Begriffs „Ressentiment“ lehne sich der Forschungscluster an Jean Amery und Max Scheler an und verstehe diesen als zweidimensional bzw. „zweigesichtig“. Scheler sagte, dass es ohne vorherige Situation, die als Verletzung wahrgenommen werde, zu keiner Ressentimentbildung kommen könne. Nach Scheler seien die zentralen Bausteine seines Begriffsverständnisses die Reaktivität des Affekts auf unbestimmte Zeit und unbestimmten Ort im Sinne einer Dauerhaftigkeit, das Ohnmachtsgefühl, welches durch das soziale und gesellschaftliche Herrschaftsgefüge bedingt oder verstärkt werde, sowie der Verlust des ursprünglichen Objekts, welches das Leid zufüge. Bei Scheler stehe also die Verschiebung des Affekts auf ein anderes Objekt im Zentrum. Eine zweite Facette, die für das Verständnis von Ressentiment zentral sei, ist der hinweisende Charakter auf ein Leid, den Jean Amery in das Zentrum stellt. Nach Amery sei die Ursache und der Anlass der Verletzung in das eigene Handlungsfeld zurückzuholen, aber vor allem in das Handlungs- und Gestaltungsfeld der Gesellschaft. Das Ressentiment diene ihm dazu, es als dauerhafte Empörung, der eine Verletzung vorangehe, einzubringen, nämlich durch dauerhaftes Erinnern und dauerhaftes Hinzeigen auf das Leid. Jedes Ressentiment basiere demnach auf einer Wunde, auf einer Verletzung, die nachzuverfolgen sei und entweder bewusst bleiben oder sich verschieben, oder im Sinne Schelers verloren gehen könne. Dieser letzte Aspekt sei im besonderen Interesse des Projekts. Somit würden aus diesen spezifischen sozialpsychologischen Erkenntnisinteressen und theoretischen Annäherungen die folgenden Forschungsfragen resultieren, die die gemeinsame Klammer für den Forschungscluster bilden: Wie können Ressentiments als psychosoziales Phänomen konzeptualisiert werden (unter Berücksichtigung der Psycho- und Soziogenese)? Wie können wir Ressentiments als gesellschaftlich wirkmächtig analysieren und gesellschaftstheoretisch fassbar machen? Welche Formen sozialer Ungleichheit sind in Ressentiments eingelagert? Wie entwickelt sich aus Leid bewusstes und/oder unbewusstes Ressentiment? Wie können wir die mögliche Verschiebung von dem ursprünglichen Leid hin zu einem anderen sozialen Sachverhalt oder „Leid“ begreifbar machen? Wann kann Empörung als gerechtfertigt gefasst werden? Wann nicht? Wie und wann „kippt“ Empörung in selbstzerstörerische Verhärtung und Verbitterung? Wie greifen Menschen in ihrer

alltagsweltlichen Handlungspraxis auf Ressentiments zurück, um Gemeinschaft und/oder Ausschluss herzustellen? Wie können eine sozial-psychologische Perspektive und empirische Forschung dazu beitragen Ressentiments jenseits politischer „Lager“ zu denken?

Der Forschungscluster unternehme zwar theoretische Überlegungen zum Ressentiment, wolle aber insbesondere empirische Untersuchungen vornehmen. Ebenso sei es ihm ein Anliegen, transdisziplinär zu arbeiten, etwa Ansätze aus „Effect Studies“ diskursanalytische und geschlechtertheoretische Überlegungen, Intersektionalitätsansätze, Ansätze aus der Friedens- und Konfliktforschung, sowie aus der Psychoanalyse miteinzubeziehen. An dieser Stelle sprach Paloni über das Organigramm, sowie über die laufenden und künftigen Projekte mit den jeweiligen Kooperationspartnern, darunter das ASPR und das Herbert C. Kelman Institute for Conflict Transformation. Ziel sei es, so Paloni, dass ein internationales Forschungskonsortium aufgebaut werde, das als Netzwerk für den Austausch von Datensammlungen über Ressentiment fungiere. In diesem Zusammenhang verwies sie auf das Lehrforschungsprojekt, aus dem sie anhand eines Gesprächsausschnitts aus einer Gruppendiskussion in einem Senior*innenheim in Wien zeigte, wie Ressentiments als psychosoziales Phänomen empirisch rekonstruiert werden könne. Die vier Diskussionsteilnehmer*innen, jeweils zwei pensionierte Männer und Frauen seien von zwei Studierenden nach ihren alltäglichen Erfahrungen im Hinblick auf das Zusammenleben im Senior*innenheim befragt worden. Dieser Ausschnitt diene dazu, das Ressentiments in die verschiedenen Richtungen auszuleuchten. Darin sei unter anderem geäußert worden, dass sie in ihrer Pension zu wenig Geld zur Verfügung und fast alles an das Heim abzugeben hätten. Vor dem Abschnitt über den nunmehrigen Mangel an Geld, sei in der Gruppe darüber gesprochen worden, wie viel man früher an Einkommen zur Verfügung hatte, wodurch klar wurde, dass auch viele Reisen unternommen werden konnten. Es werde hier also ein ökonomischer Abstieg thematisiert, der auch mit dem Verlust an Freiheit und Mobilität assoziiert werde. Des Weiteren sei über divergierende politische Ansichten, im Speziellen über die vorige Regierung und die SPÖ, gesprochen worden. Daran anschließend habe das Thema zu Zuwanderung und Arbeit gewechselt, bei dem von den Teilnehmer*innen ein typischer Topos der politischen Debatte aufgegriffen und das Problem der

Arbeitslosigkeit als Problem der Migration begriffen worden sei. Zudem werde ein Verfall der Arbeitsqualität durch migrantische Hilfsarbeiter*innen befürchtet und damit verbunden ein Verfall der Dienstleistung, zum Beispiel, dass die Verkäufer*innen im Supermarkt keine Ahnung von den angebotenen Produkten hätten oder die Pfleger*innen im Heim gar keine Pfleger*innen wären, sondern nur Heimhilfen. In ihrer Sorge und Frustration über den vermuteten migrationsbedingten Verfall seien sie sich über parteipolitische Divergenzen hinweg, die eben zuvor Thema waren, wieder einig geworden. Die Abgrenzung von den „bedrohlichen Eindringlingen“, die vorgäben etwas zu sein, was sie nicht seien, ermögliche über unterschiedliche bzw. divergierende Haltungen zur aktuellen Regierung oder zur politischen Lage, dass sie Einigkeit und Gemeinsamkeiten herstellen können. In der folgenden Sequenz habe sich die anwesende migrantische Pflegerin zu Wort gemeldet, also eine von der diskutierten Thematik real Betroffene, woraufhin eine Rechtfertigung folgte, denn sie sei durchaus eine leistende Migrantin. Sie selbst fühle sie sich jedoch nicht wie eine Österreicherin bzw. ist sich dessen nicht sicher. Eine der wohl interessantesten Reaktionen war wohl der Ausspruch der Gruppe: „Ja nach dreißig Joahr miassns scho Österreicherin sein.“ Im zugestehenden Modus werde ihr die Zugehörigkeit attestiert und die zuvor geäußerten Negative sollen auf sie nicht zutreffen, denn diese beziehen sich neuerlich nur auf abstrakte Figuren, da es keine konkrete Erfahrungsschilderung gebe, sondern nur die Schablone eines schmarotzenden Familienvaters oder Illegalen, der alle Beihilfen beziehe aber nicht arbeiten gehe. Dementsprechend könne gesagt werden, dass in dieser Sequenz die Diskutant*innen die Deutungsmacht beanspruchen, da sie bestimmen würden, wer Österreicher*in sei und wer nicht. In der Kategorisierung von Migrant*innen haben sie partiell Handlungsfähigkeit gewonnen, insbesondere, weil es eine Vertreter*in der Institution, also die Pfleger*in, betreffe, der sie ansonsten durch die institutionellen Bedingungen ausgeliefert seien. Das sei der erste Interpretationsschritt solcher Daten nach der dokumentarischen Methode. Im zweiten Schritt hinsichtlich des Ressentiments sei zu fragen, was sich aus diesem kurzen Gesprächsausschnitt an sich über die Dimensionen und Funktionen des Ressentiments rekonstruieren lasse. Die Leiderfahrung oder ursprüngliche Verletzung sei die des ökonomischen und sozialen Abstiegs, die zu Beginn stark und sehr detailliert thematisiert worden sei, das heiße, es sei zu Beginn über die eigene Verarmung gesprochen worden und

anschließend habe das Gespräch umgeschwenkt auf Zuwanderer und Arbeit. Oder man könne sagen, der Affekt habe sich von der eigenen Leiderfahrung der ökonomischen Prekarisierung und der Fremdbestimmung durch die Institution, gegenüber der ein Gefühl der Ohnmacht besteht, hin zur Gruppe der Migrant*innen verschoben, wo der Affekt artikuliert ausgelebt werden könne. Im Mittelpunkt sei gestanden, dass Migrant*innen nicht die angemessene Leistung für Österreich erbringen können, also jene Leistung, die durch die Teilnehmer*innen der Gruppendiskussionen jahrelang erbracht worden wären und durch den sozialen und ökonomischen Abstieg eben jetzt nicht mehr anerkannt würden. Ressentiment als „Kit“ bedeute demnach, dass Ressentiments an jenen Stellen gut greifen, an denen es durchaus auch Spaltendes gebe, wo Gemeinschaft gestiftet werden müsse. Die Divergenz über die Regierung und über die politische Lage werde damit befriedet, dass eine Einigkeit über „das Problem von ausländischen Hilfsarbeitern“ in Österreich hergestellt werde. Für Paloni wäre es hier interessant genauer zu erforschen, ob und wie man Ressentiments im Rahmen eines Prozesses verstehen könne, um Konflikte zu transformieren. Über Ressentiments würden Zugehörigkeiten festgelegt beziehungsweise ausgehandelt werden. Die Pfl-

gerin werde trotz ihrer nicht-österreichischen Herkunft über Ressentiments in ambivalenter Weise als zur Gemeinschaft zugehörig erklärt. Gleichzeitig finde über das Ressentiment eine Abgrenzung zu jenen statt, die nicht die gleichen Leistungen erbringen. Diese Ein- und Ausgrenzungspraktiken würden, mit wichtigem Hinweis auf die Makroebene, unter einem Leistungsdictat geschehen.

Am Ende ihres Vortrags gab Paloni noch einen Ausblick auf die Forschungsprojekte „On the Function of Ressentiment for Doing and Un-doing Community“ an der SFU Wien und „Ressentiment and Belonging“ an der SFU Berlin.

Abschließend warf sie noch wichtige kritische Fragen auf: Müssen Ressentiments immer mit einer eigenen Erfahrung verbunden sein? Ist ein Ressentiment, das auf einer eigenen Verletzung basiert, anders zu werten? Welche sind die Momente, wo es das Ressentiment nicht braucht, um Konflikte zu transformieren? Wie können wir diese gezielter herbeiführen? Besteht die Gefahr, dass der Begriff Ressentiment verletzende Sprechakte aufzuweichen? Was für Ressentiments und Gefühle haben wir als Forscher*innen?

ÖSTERREICH – EINE NATION DES RESENTIMENTS?

Klaus Ottomeyer

Alpen-Adria-Universität Klagenfurt

Zu Beginn seines Vortrags bezog sich Ottomeyer auf die Leipziger Studie „Flucht ins Autoritäre – Rechtsextreme Dynamiken in der Mitte der Gesellschaft“³ vom November 2018, in der ca. 2.500 deutsche Staatsangehörige als repräsentative Stichprobe der Bevölkerung zu den folgenden sechs Einstellungsmustern befragt wurden: Befürwortung einer rechtsextremen Diktatur, Chauvinismus, Ausländerfeindlichkeit, Antisemitismus, Sozialdarwinismus und Verharmlosung des Nationalsozialismus. Die Ergebnisse seien insgesamt erschreckend, so Ottomeyer, der einige davon einleitend vorstellte. Er habe diesbezüglich aber auch eine Inkonsistenz bzw. eine Widersprüchlichkeit der Studie festgestellt, nämlich, dass zwar 90 % der Befragten für die Demokratie seien, die großteils auch die Verfassung bejahen und gleichzeitig eine plurale Einstellung vertreten und davon ausgehen, dass es Menschen mit unterschiedlichen Rechten in der Demokratie gebe. Zum Beispiel seien nach dieser Studie 50 % dafür, keine Roma und Sinti in die Innenstädte zu lassen. 50 % hätten auch dem Statement zugestimmt, dass manche Gruppen sich nicht wundern müssten, wenn ihre Rechte eingeschränkt werden. Dabei könnte man nach Ottomeyer auch an die letzte türkisblaue Regierung in Österreich denken, wo das demokratische Gerechtigkeitsgefühl in der Weise umgesetzt bzw. interpretiert worden sei, dass es Menschen geben müsse, deren Rechte beschnitten werden, beispielsweise Arbeitssuchende, Arbeitslose oder Ausländer, die Mindestsicherung beziehen. An dieser Stelle leitete Ottomeyer zu dem Begriff des Ressentiments über, das nahe bei den Vorurteilen liege und sich auch hinterhältig äußern könne, wie zum Beispiel im Falle der Umbenennung des Erstaufnahmezentrums in Traiskirchen in „Ausreisezentrum“. In diesem Sinne zitierte er Nietzsche, der das Ressentiment als „Selbstvergiftung durch gehemmte Rache“ nannte. Hier brachte Ottomeyer den Begriff der Kränkung ins Spiel, nannte bezugnehmend Reinhard Hallers Buch „Die Macht der Kränkung“ und sprach über seine eigene Ressentimentforschung mit Menschen, die auf Ausländer schimpfen. Bei der Frage nach den drei größten Kränkungen in deren Leben, seien dann Antworten mit eigenen Diskriminierungs- und Unrechtserfahrungen gekommen. Das heiße, die Aggression oder daraus resultierende Rache werde nicht immer konkret thematisiert, sondern verschoben.

Im Sinne seines Vortrags bezeichnete Ottomeyer den Umgang in Österreich mit NS-Tätern als „österreichisch“. Diese wer-

den, so Ottomeyer, nicht direkt angegriffen, sondern in einer gewissen Weise familiarisiert. Oft habe es nach dem Zweiten Weltkrieg geheißen, diese Täter seien doch nur alte Männer und sollen ihren Lebensabend hier in Ruhe verbringen. Als weiteres Beispiel nannte er Heinz Christian Strache (FPÖ), der nachweislich mit Gottfried Küssel an Wehrsportübungen teilnahm, und verwies in diesem Zusammenhang auf Altbundeskanzler Alfred Gusenbauer (SPÖ), der meinte, das wären nur Jugendsünden gewesen. Aber es gehe beim Rechtsextremismus nicht so sehr um gekränkte Männlichkeit oder um einen männlichen Protest, sondern um die Aufrechterhaltung von Traditionen, etwa durch Burschenschaften. Doch nicht nur Burschenschaften seien typisch österreichisch, sondern auch die lange Herrschaft von Jörg Haider (FPÖ/BZÖ) und die Nachbarschaft zum damaligen italienischen Premierminister Silvio Berlusconi, woraus bestimmte Ressentiments entstanden seien, beispielsweise gegenüber Minderheiten oder Frauen. Auf österreichisch seien solche Ressentiments teilweise über Jahrzehnte belustigend aufgebaut worden. Speziell in autokratischen Gesellschaften gebe es neben Korruption zumeist eine fröhliche, schrittweise Demontage des „Überichs“ (Nietzsche), also einen Abbau der Gewissensfunktionen, was überall - in den westlichen Ländern, aber auch in Russland oder auf den Philippinen -, zu beobachten sei. Das Über-Ich sei lächerlich gemacht worden, etwa dadurch, dass das Verfassungsgericht nicht ernstgenommen wurde, oder man sich über Menschen lustig machen durfte, die sich für Minderheiten einsetzten, also über sogenannte „Gutmenschen“ als Witzfiguren.

Anschließend sprach Ottomeyer über die Resozialisierung bedrohter Männlichkeit überall auf der Welt. Das betreffe drei klassische Männerrollen, die in fast allen Kulturen der Jugend „an-sozialisiert“, nicht angeboren, werden:

- 1) die Rolle des körperkräftigen und außerhäuslichen Ernäh-
rers,
- 2) die Rolle des männlichen Beschützers und
- 3) die Rolle des Erzeugers oder Liebhabers.

Ottomeyer meint, dass diese drei Rollen schon seit mehr als einem Jahrhundert durch die Industrialisierung, den Kapitalismus und Neoliberalismus mit einer starken Rollen- und Moralrelativierung, sowie durch die Freiheitsbewegung der Frauen

und die 68er-Bewegung demontiert worden sei. Jedoch seien nicht alle über die Demontage des Männerbildes glücklich, so dass dieser Prozess für viele eine Verwirrung und Unsicherheit bedeute, woraus der Wunsch entstehe, wieder in die alte Sicherheit zurückzukehren. 2006 sei das – nach Ottomeyer zurecht kaum beachtete – Buch „Neue Männer braucht das Land“ erschienen, in dem Andreas Mölzer (FPÖ) ein Gespräch mit Heinz Christian Strache (FPÖ) führte (Mölzer 2006). Strache bezeichnete sich hier als spirituellen Heiler der Pathologien der Rollen- und Normenrelativierung der Post-68er-Zeit. Strache zufolge gelte es zu den alten Werten zurückzukehren, um das christlich-jüdische Erbe mittels waffentragender Vertreter*innen zu bewahren. Auch Herbert Kickl (FPÖ) habe am Anfang des Jahres ein Interview gegeben, in dem er meinte, dass die Zeit der 1968er und danach eine schreckliche Zeit gewesen sei, in der alles infrage gestellt worden sei, etwa der Staat oder die Familie, weshalb jetzt ein Trauma zu überwinden wäre. Anders Behring Breivik argumentiere in seinem beinahe unleserlichen Manifest ähnlich, wenn er schreibe, dass die Patriarchatskritik der Frankfurter Schule aufgehoben und durch eine nicht weiter erläuterte „Vienna School“ ersetzt werden müsse.

Ottomeyer sprach im Folgenden über die Rolle des außerhäuslichen Ernährers, der gegenüber der Frau einen gewissen Normabstand aufrechterhalten wolle und über die Rolle des Mannes als Beschützer und die Rückkehr zum Bild des Mannes mit Waffe. Als Beispiele nannte er Johann Gudenus (FPÖ) im Ibiza-Video, Liberalisierungsversuche der Waffengesetze, die Aufhebung des Waffenverbots im Bundesheer für Identitäre oder Kickls Pferde für die Polizei. Auch das bedrohte Männerbild als Liebhaber im Zuge der Emanzipation der weiblichen Sexualität, die auch noch kommerziell gefördert werde, bedeute für Männer eine besondere Herausforderung, weil die Männer plötzlich austauschbar werden. Dadurch könne der Mann relativ leicht zu einem lächerlichen Gockel werden. Frauenangst und Frauenhass würden um sich greifen. Als Beispiel nannte er hier die E-Mail vom AfD-Abgeordneten Göhringer zu Merkels Flüchtlingspolitik, in der er Merkel als Nutte bezeichnete, da sie alle reinlasse. Im rechten Männerkult sei eine reaktive konfrontative Männlichkeit mit Muskelkult, Drohgebärden, Angeberei und Rüpelhaftigkeit zu erkennen, genauso wie das „Identitätsgefasel“ von Hobbypsycholog*innen, die gar nicht wissen würden, was Identität sei. In deren Vorstellungen, aber auch von jenen bestimmten Parteien, brauche es wieder eine Rückbesinnung auf ethnische (auch religiöse) Identität, was aus identitätspolitischer



Klaus Ottomeyer (Alpen-Adria-Universität Klagenfurt)

Sicht Blödsinn sei, weil ethnische, nationale oder religiöse Identität nur einzelne Aspekte bzw. Rollen einer Gesamtidentität eines Menschen bilden. Identität sei nach Ottomeyer der Weg, um kreative Bewegungen zwischen diesen Rollen zu ermöglichen und nicht das Festklammern an einer Großgruppenteilidentität mit eigener Beweihräucherung, was letztlich nichts anderes sei als ein Gruppennarzissmus. Bezüglich Identität könne man sich auf Erich Fromm berufen, der unter anderem als wesentliche Quellen der Identität die Anerkennung und Selbstanerkennung nannte. Nach Honneth gäbe es dafür drei Dimensionen, nämlich die Anerkennung im Recht als Bürger*in in einem Rechtsstaat, die Anerkennung in der Arbeit als Mitarbeiter*in und die Anerkennung in der Liebe. Auch in der eingangs erwähnten Studie sei empirisch festgestellt worden, dass Menschen mit wenig Anerkennung eher zu rechten Einstellungen neigen. Hier stellte Ottomeyer die Frage, was man gegen Ressentiments tun könne, und schlug einige Antworten vor: nämlich, gelingende Anerkennungsverhältnisse, gute Arbeitsbeziehungen und halbwegs stabile gute Liebesbeziehungen mit Blick auf die Familienpolitik.

³ Die Studie kann unter https://www.boell.de/sites/default/files/leipziger_autoritarismus-studie_2018_-_flucht_ins_autoritaere_.pdf nachgelesen werden.

WAS KÖNNEN POLITIK, MEDIEN UND ZIVILGESELLSCHAFT TUN, UM RESSENTIMENTS ABZUBAUEN

DISKUTANT*INNEN

Anna Goldenberg Falter Medienredakteurin, Wien

Sibylle Hamann Journalistin, Wien

Harald Katzmair Wissenschaftlicher Leiter der FAS-Research, Wien

Sigrid Maurer Abgeordnete zum Nationalrat

Wolfgang Petritsch Austrian Marshall Plan Foundation, Herbert C. Kelman Institute for Interactive Conflict Transformation

Katharina Rogenhofer Organisatorin Klimastreiks und Klimavolksbegehren, Wien

MODERATION

Hannes Swoboda Internationales Institut für den Frieden, Wien

Der Round Table drehte sich vordergründig um das Thema, wie mit dem existenten politischen Ressentiment umgegangen werden sollte. Swoboda stellte daher die Frage, welche politischen Aktionen vorstellbar seien, um den Entwicklungen, von denen Ottomeyer gesprochen hatte, entgegenzuwirken und zu einem demokratiepolitischen Diskurs zurückzukommen.

Zunächst sprach Anna Goldenberg von ihren Erfahrungen und ihrer Umgangsweise bezüglich des Ressentiments. So sei das Gefühl der Ohnmacht eine zentrale Erfahrung von Menschen, die in vielen Belangen mit den derzeitigen Ereignissen überfordert wären. Als Beispiel nannte sie die Überforderung hinsichtlich des Datenschutzes bei der Nutzung von Social Media (z.B. Whats App, Facebook).

Sibylle Hamann, die viel Erfahrungen aus der Flüchtlingssituation in Österreich mitnehmen konnte, sei in den letzten Jahren zum Entschluss gekommen, dass für eine Veränderung die direkte Konfrontation mit den Menschen und die direkte Erfahrung unerlässlich sei. Nur die konkrete Beziehung zu den Menschen ermögliche es, festgefahrene Überzeugungen zu verändern. Dafür sei die Schaffung von Räumen zentral, in denen Menschen beispielsweise kleine banale Aufgaben, wie etwa einen Gemüsegarten mit Menschen anderer Überzeugungen gemeinsam zu bearbeiten, erledigen. Diese Aufgaben wären sehr wirkmächtig und könnten einen möglichen Ausweg aus dem hilflosen und überwältigenden Gefühl der Ohnmacht bieten, das die Menschen in Ressentiments hineintreibt. Für Hamann sei es wichtig, ein großes Problem in viele kleine Probleme zu zerlegen, welche dann schrittweise bearbeitet werden können.

Harald Katzmair bezog sich zunächst auf den Begriff des Ressentiments bei Nietzsche. Ressentiment könne demnach als das

Ergebnis einer Trennung des Menschen von seinem Vermögen verstanden werden. Dabei würde nicht nur das vorhandene und genutzte Potential eine große Rolle spielen, sondern auch die Anerkennungsverhältnisse in einer Welt, die unvorstellbare Asymmetrien mit sich bringen würden. Wer mit dieser Geschwindigkeit fundamentaler ökonomischer Dynamiken nicht mitkomme, investiere schnell in eine sogenannte Mythenbildung, in der Identitäten und Gruppenidentitäten erzeugt werden, um sich dagegen zu wehren. Deshalb sei es hinsichtlich Anerkennung und Loyalität zur eigenen Gruppe wichtig, die Frage zu beantworten, wie wir ein neues Wir schaffen können. Ein Wir, in dem wir uns als Weggefährten und nicht als Feinde begegnen. Immerhin gelte es auch Herausforderungen gemeinsam zu bewältigen, wie beispielsweise die Klimadisruption oder die künstliche Superintelligenz (super artificial intelligence).

Sigrid Maurer griff dann den Aspekt über die Chancen zur Schaffung eines „neuen Wir“ unter Berücksichtigung aktueller ökologischer Fragestellungen auf. Sie sehe prinzipiell Bewegungen und Chancen für die Gesellschaft und auch Änderungen bezüglich der massiven Stimmung in ihrem Umfeld. Hinsichtlich eines neuen Wir sei ein gemeinsamer Nenner unter Berücksichtigung gegebener Ressentiments zu finden. Wir würden heute aus Studien wissen, dass es Menschen leichter falle, ihre Ängste in Rassismus auszudrücken als zu sagen, es gehe ihnen schlecht. Diese Ängste zu formulieren, die vor allem mit sozioökonomischen Fragestellungen zusammenhängen, sei schwierig, weil es nicht dem Zeitgeist und dem Leistungsideal entspreche. Die Aussage, Ausländer*innen nehmen die Jobs weg, entschuldige zwar nicht den Rassismus, mache aber klar, dass der Rassismus sagbarer sei als das eigene Unglück. Diese Ressentiments würden Parteien nützen, die gegen die Schwächsten in der Gesellschaft hetzen, obwohl es eigentlich um Verteilungsfragen

und Umverteilung gehe. Es sei einerseits auf die Tricks der Parteien zu achten und andererseits brauche es Verhaltensänderungen quer durch alle Themen, die ohne moralischen Zeigefinger hauptsächlich durch strukturelle Änderungen zu erreichen seien und die vor allem die oberen Gesellschaftsschichten treffen werden müssen.

Vom Moderator auf Ressentiments im globalen weltpolitischen Geschehen, auf die neuen, alten Gegensätze in Europa und den Umgang derselben angesprochen, sagte Petritsch, dass das europäische Projekt ins Stocken geraten sei. Das sehe man unter anderem anhand der letzten Flüchtlingskrise und ihren Forderungen, wo in einer unglaublich beschleunigten Zeit das Einstimmigkeitsprinzip Entscheidungsfindungen verhindere. Hier setze der Populismus und die Rechten an, die keine europäische oder internationale Ausrichtung, sondern eine Zerstörung des europäischen Projekts wollen. Gleichzeitig könne man aber Fortschritte erkennen, woraufhin er als Beispiel sein Heimatbundesland Kärnten nannte und von seinen Erfahrungen über das differenzierte Dorfleben am Land sprach, wo es einerseits die assimilierten Slowenen und andererseits die denunzierten Nationalslowenen gegeben habe, die eine bewusste Beziehung zu ihrer Herkunft aufrecht erhielten. Ressenti-

ments wären zumeist nicht offen und direkt kommuniziert worden, mit Ausnahme einzelner Auseinandersetzungen an Kirtagen. Jedoch habe sich die Konstruktion des Anderen im Dorf, nicht zuletzt durch Politik und Medien in Bezug auf den Ortstafelstreit und aufgrund verschiedener anderer Aspekte (z.B. Ende des Kalten Krieges, Zerfall Jugoslawiens) gewandelt. Heute habe das Ressentiment bzw. der Rassismus ein neues Ziel gefunden, nämlich die Zuwanderer*innen bzw. die Muslim*innen. Deshalb sei es gerade im Dorf, wo sich das Leben abspiele, wichtig zu sehen, wie die Entwicklungen mit dem Globalen zusammenhängen. Denn das größte Problem sei insgesamt die Ideologie und der scheinbare Rationalismus des Neoliberalismus und dagegen müssten wir uns stellen. Für ein neues Wir müsse man sich dementsprechend engagieren und unter anderem müsse dafür gesorgt werden, dass Menschen Arbeit haben.

Daran anknüpfend verwies Katharina Rogenhofer, befragt zum „neuen Wir“ und den unterschiedlichen ressentimentgeladenen Gruppierungen, auf die verschiedenen Ebenen der Gesellschaft und die unterschiedlichen Kränkungen, die schon von Klaus Ottomeyer angesprochen wurden. Rogenhofer bezog sich auf eine Straßenbefragung, welche im Zuge des Klimavolksbegehrens durchgeführt worden sei.



Diskutant*innen beim abschließenden Round Table: Sigrid Maurer, Harald Katzmayr, Anna Goldenberg, Hannes Swoboda, Katharina Rogenhofer

Darin wurde eine grundsätzliche Haltung sichtbar und zwar, dass „eh alles nur auf die Kleinen abgeladen würde“. Als Beispiel nannte sie die Argumentation, dass sich diese Leute mit einer CO₂-Steuer keine Flüge mehr leisten könnten, obwohl die Frage lauten müsste, was sie sich jetzt schon nicht leisten können. Es gehe schlussendlich immer um die Interessen dieser Erzählungen, nicht nur bezüglich des Klimaschutzes, sondern auch bezüglich der Digitalisierung, die noch viel mehr Jobs kosten werde. Es müsse genau auf die Argumentationen geachtet werden und v.a. dort wo etwa Totschlagargumente gebracht werden, wie beispielsweise mit Wirtschaft oder Arbeitsplätze.

In einer zweiten Runde ging es dann mehr über politische Handlungsmöglichkeiten.

In diesem Zusammenhang sprach Goldenberg über die Rolle der sozialen Medien, deren intransparenten Besitzverhältnisse von den großen Konzernen und über das Aufbrechen der Blasenbildungen bei den User*innen von Social Media.

Hamann erzählte von einem Projekt mit Lehrlingen und deren Ressentiments und meinte, man müsse von einem urteilenden und belehrenden „Müssen“ wegkommen, um auf einer Anerkennungsebene etwas zu bewirken und aus



Wolfgang Petritsch und Sibylle Hamann (v.l.)

der Ressentimentspirale rauszukommen. Wie das konkret gelingen könne, könne sie nicht beantworten, aber eben die Beschäftigung dieser Frage werde für die Zukunft leitend sein.

Für Katzmaier gebe es zwei fundamentale Sorgen in der Gesellschaft, denen es sich anzunehmen gelte. Nämlich zum einen die Angst jener Menschen, die sich um den Untergang der Welt sorgen, und zum anderen die Angst jener Menschen, die sich um das Ende des Monats sorgen, weil sie nicht wüssten, wie sie ihre Rechnungen bezahlen sollen. Diese immer größer werdende Lücke sei im Sinne einer funktionalen Notwendigkeit zu schließen, in dem die soziale und ökologische Frage zugleich adressiert werden müsse.

Maurer meinte, bezugnehmend auf die CO₂-Steuer und Zusammenführung der sozialen und ökologischen Frage, dass die Diskussion insgesamt falsch laufe, weil die Armen ohnehin nicht fliegen würden. Sie meinte auch, dass sich viele Flüge, etwa im Hinblick auf die Europäische Union, durch Videokonferenzen einsparen lassen könnten. Auch das Autofahren solle nicht abgeschafft werden, denn viel mehr brauche es neue Antriebssysteme und den politischen Willen für die vielen verschiedenen öffentlichen Verkehrskonzepte, die es ja schon lange gebe. Es gehe auch darum, den Kapitalismus in der jetzigen Form langfristig zu transformieren.

Petritsch antwortete auf die Frage, ob es wieder mehr Staat für eine bessere Organisation unserer Gesellschaft brauche, dass es um eine konkrete Alternative zum neoliberalen Paradigma gehe. Es brauche wieder einen stabileren und stärkeren Wohlfahrtsstaat im Rahmen der Strukturen der EU, denn dieser hätte sich seit seiner Entstehung nach dem Zweiten Weltkrieg als jener herausgestellt, der den Menschen Schutz und Sicherheit biete. Die größeren Herausforderungen, wie der Klimawandel und die Risiken der hoch technologisierten Entwicklungen, seien global zu lösen.

Hinsichtlich der Zusammenführung lokaler und globaler Fragestellungen, antwortete Rogenhofer, dass Probleme plötzlich wieder greifbarer würden und Möglichkeiten zur Partizipation gegeben sei. Dementsprechend seien die richtigen Messenger und Multiplikatoren zu finden, um die Menschen zu erreichen, wie etwa Greta Thunberg. Gleichzeitig müsse man sich fragen, welche Interessen hinter der sogenannten „Klimakrise“ stehen.

„WER SICH VERANTWORTLICH FÜHLT, DER HANDELT“

Anna Goldenberg

Falter-Medienredakteurin, Wien

Im Anschluss an den Round Table las Anna Goldenberg aus ihrem Buch „Versteckte Jahre. Der Mann, der meinen Großvater rettete“. Darin arbeitet die Autorin die Geschichte ihrer jüdischen Familie auf, im Besonderen die Geschichte von Goldenbergs Großvater Hansi, der von seinem Schularzt Josef (Pepi) Feldner vor der Deportation ins KZ bewahrt wird.

„Verantwortung ist eine Entscheidung“, so Goldenberg. „Wer sich verantwortlich fühlt, der handelt. Pepi entschied, dass er im Leben meines Großvaters eine Rolle zu spielen hatte.“ (Goldenberg, 2018, S. 179)



BUCH

Versteckte Jahre
Der Mann der meinen Großvater rettete
von Anna Goldenberg

2018, Zsolnay Verlag
87 Seiten
ISBN 978-3-552-05906-1

IMPRESSIONEN, DISKUSSIONSTRÄNGE UND OFFENE FRAGEN

Markus Brunner

SFU Wien

Die Motivation für die Tagung und die Kooperation zwischen ASPR und dem Sozialpsychologie-Team der Sigmund Freud Privat Universität war eine zweifache: Erstens sollte es darum gehen, die Friedens- und Konfliktforschung und -arbeit stärker mit sozialpsychologischen Überlegungen zu Psychodynamiken in Individuen, Gruppen und Gesellschaften zusammenzudenken. Es ging dabei v.a. um die Frage, welche Rollen Emotionen und Phantasien in gesellschaftlichen Konfliktkonstellationen spielen, wie diese in der Konflikttransformationsarbeit reflektiert, bearbeitet und ev. auch genutzt werden können. Zweitens wollten wir gemeinsam mehr über die gesellschaftliche Situation in Europa erfahren, einer von gesellschaftlichen Spaltungen, einem Wiederaufblühen von Nationalismen, der extremen Rechten und überhaupt von Ressentimentstrukturen geprägten Situation. Es sollte also darum gehen, sich mit der Gegenwart hier genauer zu beschäftigen: Wie können wir das Erstarken von ressentimentgeladener Politik besser verstehen? Wie können wir sie beforschen, mit welchen Zugängen und Perspektiven, mit welchem Begriffsinstrumentarium, mit welchen methodischen Zugängen? Wo gäbe es, aus diesen Analysen folgend, Ansatzpunkte für eine emanzipatorische Politik? Es ginge da also darum, die Verzahnung von sozio-ökonomischen Großstrukturen, komplexen sozio-politischen Konflikten und scheinbar hochindividuellen innerpsychischen Dynamiken besser zu verstehen, um auch hier neue politische Strategien auszuloten.

Dieses Fragengefüge prägte den langen, mit vielen Schlagworten arbeitenden Titel unserer Sommerakademie: „Emotionen im Konflikt. Emanzipation in Zeiten von Ressentiment“. Den Begriff des Ressentiments wählten wir als einen Schlüsselbegriff, der die Stränge miteinander verbinden sollte: Im Zentrum standen Feindbildungsprozesse in Europa, aber auch in Kriegs- und Krisengebieten.

Im Folgenden soll eine kleine Rückschau über Debatten auf der Tagung gegeben werden. Natürlich kann sie den einzelnen Beiträgen in keiner Weise gerecht werden, aber es wird versucht, vor dem Hintergrund der eben geschilderten Fragestellungen einige zentrale Argumentationslinien, Konfliktlagen und offene Fragen nachzuzeichnen.

Der Fokus der in den Vorträgen gelieferten Analysen lag auf dem Aufstieg der „Neuen“ Rechten in Europa, auf dem Blühen

von Nationalismus, Rassismus, Antisemitismus und Antifeminismus. Als gesellschaftliches Bedingungsgefüge wurden verschiedene Stichworte genannt: Es war von einem postfordistischen, beschleunigten Kapitalismus, von einer Leistungsgesellschaft die Rede, von Prekarisierung und neoliberalen Sozialabbau. Betont wurde, dass mit ihr individualisierte, ebenfalls z.T. als neoliberal bezeichnete Anrufungen einhergehen: „Du bist verantwortlich für dein Schicksal, d.h. auch, du bist Schuld an deiner Misere.“ Gesprochen wurde dabei und daneben von einem Verlust von Deutungssystemen und sozialen Zusammenhängen, der eine zusätzliche Individualisierung mit sich bringe. Diese Situation produziere Ängste, Sehnsüchte, Leid, Verletzungen, Verlusterfahrungen, Ohnmacht, Nichtanerkennung, ein Unbehagen, Enttäuschung, Gefühle des Betrogenseins und Kränkungerfahrungen. In dieser Situation stelle rechte Ideologie ein Angebot an die Gepeinigten dar.

Psychoanalytisch kann von einem Angebot zur „Schiefeilung“ gesprochen werden. Die rechten Mythen geben dem Leid Sinn und einen Ausdruck und helfen zugleich, schmerzhaft Gefühle und Realitätswahrnehmungen auszublenden. Es wurde von Schablonen, einem Kitt, einem Phantasiepanzer, einer Reparatur der Realität und von einem „Glauben wider besseren Wissens“ gesprochen. Rechte Erzählungen und Bewegungen kollektivieren und versprechen Sicherheit. Vor allem wurde auf die Zentralität von Feindbildungsprozessen hingewiesen: Die Auslotung des öffentlichen Feindes und die dazugehörigen Apokalypse-Szenarien ermöglichen es, Ängste zu lokalisieren, Schuldige zu identifizieren und geben schließlich die Erlaubnis zuzuschlagen. Das affektive Erlebnisangebot der Rechten wurde an verschiedenen Stellen angesprochen: Sie bieten Erregung, verschaffen ihren Anhängern Rauschzustände, die Erlaubnis zur Triebabfuhr und eine Legitimation für ihre Affekte. Wohl das mächtigste Instrument der Rationalisierung stellen die allgegenwärtigen Opfernarrative dar, die die eigene Gewalt als Notwehr erscheinen lassen.

Wollen wir dieser Leseweise folgend der Attraktivität rechter Ideologien auf den Grund gehen, müssen wir diesen Prozess der Ressentimentbildung vom sozial hergestellten Leid über phantasmatische Verschiebungen hin zu den Feindbildkonstruktionen verfolgen. Es gilt also dem Leid und den inneren Konfliktlagen auch von Täter*innen nachzuspüren, also den-

jenigen, die in Wort und Tat Gewalt gegen gesellschaftlich Schwache ausüben.

Dieser Fokus auf das Leid ruft aber, das haben die Diskussionen auf der Tagung gezeigt, auch ein Unbehagen hervor, das sich um zwei Fragenkomplexe dreht: Erstens wurde die Angst formuliert, dass das Verstehen in Verständnis mündet. Kommen wir den Täter*innen bei der Annäherung zu nah? Wie können wir in diesem Wahrnehmen ihres Leides ihre Taten doch noch politisch und moralisch verurteilen, uns also auf der Seite ihrer Opfer positionieren? Generell wurde vereinzelt betont, dass Taten und nicht Täter*innen verurteilt werden sollen, weil Letztere sich auch wandeln könnten. Aber auch im Verstehen der Taten lauert wohl die Gefahr einer Täter*innen-Opfer-Parallelisierung oder gar Umkehrung und diejenige, den die Taten begleitenden Opfermythen auf den Leim zu gehen. Die Schwierigkeit des Navigierens zwischen der Beforschung des Leids und der Konfliktlagen der Ressentimentgeladenen und zugleich der Verurteilung der Ressentiments wird vollends offenbar in David Beckers Verdoppelung des Begriffs des Ressentiments: Er erinnerte an den jüdischen Shoah-Überlebenden Jean Améry, der auch sein Mahnen an das beschädigte Leben, seine Forderung, den durch Gewalt geschundenen Körper unerbittlich präsent zu halten, als ein Ressentiment bezeichnet, an dem er aber festhalten will. Das Ressentiment bedeutet für ihn gerade das ethisch notwendige Beharren auf der Realität des Leids der Opfer von Gewalt. Werden damit die „berechtigte Empörung“ wie die „verschobene Empörung“, die „richtige“ und die „falsche“ Artikulation des Leids, mit dem gleichen Begriff des Ressentiments belegt, so stellt sich die Frage, vor welchem Hintergrund wir die Artikulationen des Leids politisch und moralisch „bewerten“ sollen. Es eröffnet aber ev. den Blick auf etwas anderes, nämlich darauf, wie sich soziales Leid mit welchen Narrativen verkoppelt. Wo können wir sagen, dass Leid „korrekt“, „realitätsgerecht“ oder wo es „falsch“, „wahnhaft verzerrt“ eingeordnet wird? Und wo kippt der berechtigte Kampf um Anerkennung ev. in einen problematischen Feindbildungsprozess? Wo führt die Artikulation von Leid zu falschen gesellschaftlichen Trennungen und zur Zementierung von Machtverhältnissen, wo aber ev. auch, indem die Täter*innen gezwungen werden, die von ihnen ausgeübte Gewalt anzuerkennen, auch zu einer gerechteren, Ungleichheiten überwindenden Gesellschaft?

Ein zweites Unbehagen an der Fokussierung auf das Leid der Ressentimentgeladenen artikuliert sich aus einer macht-

theoretischen Perspektive: Wie können und wollen wir überhaupt das soziale Leid derjenigen fassen, die nicht real sozial deklassiert sind, sondern aus gesellschaftlichen Oberschichten stammen oder als antifeministische Männer soziale Privilegien genießen. Mit was für einem angeblichen Leid haben wir es hier eigentlich zu tun? Lässt sich Leid aufwiegen oder differenzieren? Gibt es ein „echtes“ und „falsches“ Leid? Bestimmt wurde das Leid der gesellschaftlich Privilegierten im Verlauf der Tagung als Deklassierungssorgen und -ängsten, als Erfahrung von oder Angst vor Privilegien- und Statusverlust, als Verlust der Selbstverständlichkeit von bestimmten Werten, Orientierungs- und Hierarchieverständnissen (z.B. der Erschütterung der Vorstellung einer angeblich natürlichen männlichen Vorherrschaft) – sogar von einem Ressentiment aus schlechtem Gewissen angesichts der eigenen Privilegien wurde gesprochen (aufkommende Schuldgefühle würden dadurch abgewehrt, dass die Nichtprivilegierten zur Bedrohung erklärt würden). Nils Kumkar zeigte am Beispiel der amerikanischen Tea Party sehr anschaulich die spezifischen Konfliktlagen einer „klassengenerationellen Schicht“, in der alte Selbstverständlichkeiten und Privilegien aufgrund von gesamtgesellschaftlichen Verschiebungen als bedroht wahrgenommen würden. Leiderleben erweist sich somit selbst v.a. als Diskrepanzerfahrung zwischen einerseits – mit gesellschaftlichen Positionen zusammenhängenden – Erwartungshaltungen, Selbstkonzeptionen und Werthaltungen und andererseits vor diesem Hintergrund gemachten Einschätzungen dessen, was einem in einer sich verändernden Welt zustößt. Das vieldiskutierte Leid ist also vielfach sozial vermittelt, über soziale Positionen, Narrative über sich und die Welt, neue Erfahrungen in einer sich verändernden Gesellschaft, die über bestimmte Narrative eingeordnet und häufig psychisch umgearbeitet werden. Es ginge darum, diese Diskrepanzerfahrungen so zu erfassen, dass der Blick für bestehende Macht- und Herrschaftsverhältnisse nicht verloren geht.

Diskutiert wurde auf der Tagung immer wieder über Gegenstrategien gegen rechte Ressentiments. Wenn diese so eng mit psychischen Prozessen verzahnt sind, reichen Vernunft und rationale Argumentation nicht aus. Wie könnte anders mit den Gefühlslagen umgegangen werden?

Die Friedens- und Konfliktarbeit hat hier viel an Erfahrung zu bieten. Es gelte, so wurde immer wieder betont, offene Denk- und Gefühlsräume zu schaffen, in denen Gefühle

artikuliert, ausgehalten, bearbeitet, verstanden und verortet werden können. Eine emotionale Bildung wurde gefordert, ein neues Sprechen über Gefühle, Scheitern, Mitgefühl, Care und Abhängigkeiten, das Solidarisierungen ermögliche. Es ginge darum, Ambivalenzen, Differenzen, Abweichungen, Brüche, Widersprüche, Kontingenzen, Unsicherheiten und Rätselhaftigkeiten in uns, in anderen und zwischen uns aushalten zu lernen und damit auch eine Konfliktfähigkeit zu entwickeln. Eine solche Konfliktfähigkeit könnte ev. in eine (progressive) Ressentimentbildung im Améry'schen Sinn münden, als gesellschaftskritischer Verweis auf sozial produziertes Leid.

Zwei Fragen stellen sich dabei aber: Erstens aus einer machtkritischen Perspektive diejenige danach, wer überhaupt welche Ressourcen dafür hat, die eigenen Gefühle aushalten, verstehen und produktiv nutzen zu können. Zweitens diejenige danach, wer genau Adressat der progressiv-ressentimentgeladenen Empörung sein soll, wenn wir es doch meist mit gesellschaftlichen Transformationsprozessen und damit abstrakten Prozessen zu tun haben.

Auf der anderen Seite stand die Forderung nach einer anderen, attraktiveren emanzipatorischen Politik. Primär seien ja die Verhältnisse verkehrt und nicht die Menschen und ihr Bewusstsein. Deshalb müsste eine linke Politik Angebote machen, welche die wirklichen sozialen Probleme der Leute, soziale Ungleichheit und/oder die Krisendynamik des Kapitalismus, als Ursachengefüge für die schwierigen Gefühlslagen der Individuen trafen. Von sozialer Imagination wurde gesprochen, von radikalem Humanismus, einer Politik der Liebe, einem Linkspopulismus oder auch einem linken Hedonismus, der selbst Erlebnisangebote schaffen soll. Debattiert wurde, auf welche Weise hier Emotionen aufgegriffen werden sollen und wie differenziert werden kann zwischen einem reflektierten Umgang mit Emotionen, der diese gerade auch einer Bewusstwerdung und Politisierung zuführt und einer problematischen Emotionalisierung der Politik, die eine solche Reflexion gerade verhindert. Die Frage stellt sich auch, in welchen Räumen auf welche Weise Emotionen angesprochen (im doppelten Wort-sinn) werden können und sollen: Politische Fernsehdebatten erfordern sicher ganz andere diesbezügliche Strategien und Überlegungen als z.B. die psychosoziale Arbeit in Schulen.

Solche Differenzierungen zwischen verschiedenen „Bühnen“ zu machen wären sicher auch zentral, wenn es um die Frage

geht, ob man „mit Rechten reden“ oder ihre „Ängste und Sorgen“ ernst nehmen soll.

Zuletzt soll auch noch der Blick auf uns selbst gewendet werden. Zwar sollen uns, wie eben ausgeführt, die „Neuen“ Rechten und reaktionären Wutbürger*innen nicht so nah kommen, dass der Verstehensprozess in verständnisvolle Kritiklosigkeit mündet, aber sie sollten auch nicht als das „ganz Andere“ wahrgenommen werden und so für uns als Forscher*innen, Friedensarbeiter*innen oder Pädagog*innen eine Projektionsfläche für Gefühle, Sehnsüchte und Ängste werden, die viel mehr zu uns gehören.

Wo sind denn unsere Beschädigungen und wie gehen wir damit um? Wo bilden wir selbst schwierige Ressentiments? Wo funken unreflektierte Emotionen auch in die wissenschaftliche und praktische Arbeit über die oder mit Rechten hinein und blockieren und verzerren unsere Wahrnehmung? Wo schaffen wir emotionale Distanz, weil die Ressentimentgeladenen uns zu nahe kommen, sei das in ihrem Leid oder in ihrer Faszination für Rausch-, Kraft- und Gewaltinszenierungen? Wo hat unsere Überhöhung über sie selbst die Funktion, Ohnmacht abzuwehren?

Wir haben auf der Sommerakademie so gut wie gar nicht über unsere eigenen Gefühle gesprochen, sowohl die gesellschaftlichen produzierten wie aber auch die im Rahmen der Vorträge, Diskussionen und sonstigen Interaktionen aufkommenden. Für diese Gefühle Räume zu öffnen, in denen sie eben ausgehalten, reflektiert und bearbeitet werden können, hätte thematisch eigentlich viel Sinn gemacht.

Nach Diskussionen mit Teilnehmer*innen der Sommerakademie, aber auch mit Blick auf das dichte, sehr theoretische und v.a. von weißen Akademiker*innen bespielte Vortragsprogramm stellen sich auch die Fragen, welche Ausschlüsse wir selbst hier produzierten, wer überhaupt anwesend war, wer sprach, wer nicht, wer was oder wen verstand und wer sich in diesem Rahmen wohl fühlte und wer nicht. Was produzierten wir mit unseren Formaten, z.B. den Expert*innenpanels und den großen Fishbowl-Runden, in denen Menschen durch den Raum wandern mussten, um dann Expert*innen eine Frage zu stellen? Was für andere Formate wären ev. auch möglich gewesen, um auch hier mehr emotionale Bildung voranzutreiben?

LITERATUR

- Adorno, T.W.** (1995). Studien zum autoritären Charakter. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuchverlag.
- Amery, J.** (1966). Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten. München: [o. Verlag].
- Anders, G.** Der Blick vom Mond. Reflexionen über Weltraumflüge. München: C.H.Beck Verlag.
- Antonovsky, A.** (1997). Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit. Tübingen: dgvt-Verlag.
- Bauman, Z.** (2017). Retrotopia. Berlin: Suhrkamp Verlag.
- Benda, J.** (1927). La Trahison Des Clercs. Paris: Bernard Grasset.
- Bobbio, N.** (1997a). Vom Alter – De senectute. Berlin: Wagenbach.
- Brown, W.** (2010). Walled States, Waning Sovereignty. New York: Zone Books.
- Canovan, M.** (2002). Taking Politics to the People. Populism as the Ideology of Democracy. In: Democracies and the Populist Challenge. New York: Palgrave. [S. 25 – 42].
- Collins, R.** (2005). Interaction Ritual Chains. Princeton: Princeton University Press.
- Dickmeis, E.** (2018). Populismus oder demokratischer Mainstream? Inklusion und Exklusion im Bundestagswahlkampf 2017. In: Frankreich Jahrbuch. Wiesbaden: Springer Fachmedien Verlag. [S. 97 – 113].
- Fromm, E.** (2010). Haben oder Sein. Die seelischen Grundlagen einer neuen Gesellschaft. München: dtv-Verlag.
- Goldenberg, A.** (2018). Versteckte Jahre. Der Mann, der meinen Großvater rettete. Wien: Paul Zsolnay Verlag.
- Frost, S.** (2010). Fear and the Illusion of Autonomy. In: New Materialisms. Ontology, Agency, and Politics. Durham/London: Duke University Press. [S. 158 – 177].
- Goffman, E.** (1994). Interaktion und Geschlecht. Frankfurt am Main: Campus Verlag.
- Gordon, A.** (2008). Ghostly Matters. Haunting and the Sociological Imagination. Minneapolis/London: University of Minnesota Press.
- Haley, A.** (1992). Malcolm X: The Autobiography of Malcolm X. New York: Malcolm X Verlag.
- Halperin, E.** (2016). Emotions in Conflict. Inhibitors and Facilitators of Peace Making. New York/London: Routledge Verlag.
- Hobbes, T.** (1651). Leviathan or the Matter, Forme and Power of a Commonwealth Ecclesiasticall and Civil. London: Andrew Crooke.
- Isin, E. F.** (2004). The Neurotic Citizen. In: Citizenship Studies (8) 3. [S. 217 – 235].
- Jessop, B.** (2015). The Symptomatology of Crises, Reading Crises and Learning from Them: Some Critical Realist Reflections. In: Journal of Critical Realism (14) 3. [S. 238 – 271].
- Lévinas, E.** (1995). Der Andere, die Utopie und die Gerechtigkeit. In: Zwischen uns. Versuche über das Denken an den Anderen. München: Carl Hanser Verlag. [S. 265 – 278].
- Löwenthal, L.** (1990). Falsche Propheten. Studien zum Autoritarismus. Berlin: Suhrkamp.
- Manemann, J.** (1999). Über Gott und die Welt, Eduardo Mendieta im Gespräch mit Jürgen Habermas. Münster: LIT Verlag.
- Mbembe, A.** (2014). Kritik der schwarzen Vernunft. Berlin: Suhrkamp.
- Mölzer, A.** (2006). Neue Männer braucht das Land. Verlag Die Zeit 3W.
- Mudde, C. & Kaltwasser, C. R.** (2012). Populism and (Liberal) Democracy: A Framework for Analysis. In: Populism in Europe and the Americas. Threat or Corrective for Democracy. Cambridge: Cambridge University Press. [S. 1 – 27].
- Neumann, F. L.** (1954). Angst und Politik. Tübingen: Verlag J.C.B. Mohr.
- Nietzsche, F.** (1886). Zur Genealogie der Moral. Leipzig: C.G. Naumann.
- Nonhoff, M.** (2006). Politischer Diskurs und Hegemonie. Das Projekt >>Soziale Marktwirtschaft<<. Bielefeld: Transcript Verlag.
- Nummenmaa, L., Glereana, E., Hari, R., Hietanen, J.K.** (2014). Bodily Maps of Emotions. In: PNAS. Psychological and Cognitive Sciences. 111 (2). [S. 646 – 651].
- Pelinka, A. & Haller, B.** (2013). Populismus. Herausforderung oder Gefahr für die Demokratie?. Wien: New Academic Press.
- Postman, N.** (1997). Keine Götter mehr. Das Ende der Erziehung. München: Deutscher Taschenbuchverlag
- Reckwitz, A.** (2010). Unscharfe Grenzen. Perspektiven der Kultursoziologie. Bielefeld: Transcript Verlag.
- Scheele, S.** (2016). Von Antifeminismus zu Anti-Genderismus? Eine diskursive Verschiebung und ihre Hintergründe. In: Gegner*innenaufklärung – Informationen und Analyse zu Anti-Feminismus. Berlin: Gunda-Werner Institut in der Heinrich-Böll-Stiftung.
- Scheler, M.** (1912). Das Ressentiment im Aufbau der Moralen. Leipzig: Verlag der weissen Bücher.
- Schmitt, C.** (1932). Politische Theologie. Vier Kapitel zur Lehre von der Souveränität. Berlin: Duncker & Humblot Verlag.
- Spinoza, Baruch de.** (1677). Tractatus Politicus. Hamburg: [o. Verlag].
- Trojanow, I. & Zeh, J.** (2010). Angriff auf die Freiheit. Sicherheitswahn, Überwachungsstaat und der Abbau bürgerlicher Rechte. München: Deutscher Taschenbuchverlag.
- Walzer, M.** (1991). Julien Benda und der Verrat der Intellektuellen. In: Zweifel und Einmischung. Gesellschaftskritik im 20. Jahrhundert. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag. [S. 47 – 67].
- Žižek, S.** (1991). Liebe Dein Symptom wie Dich selbst! Jacques Lacans Psychoanalyse und die Medien. Berlin: Merve Verlag.

PROGRAMM DER SOMMERAKADEMIE

MITTWOCH, 10. JULI 2019

AUFTAKT

Eröffnung und Grußworte

Norbert Darabos

Christian Drobits

Gudrun Kramer

Gerhard Benetka

Festvortrag: Politik des Ressentiments und der Verrat der Intellektuellen

Thomas Macho

DONNERSTAG, 11. JULI 2019

EMOTIONEN – KONFLIKT – POLITIK: INTERDISZIPLINÄRE ZUGÄNGE

Panel I: Emotionen und Politik

Angst anders denken? Be(un)ruhigungspolitiken der Gegenwart

Brigitte Bargetz

Wir oder die Anderen? Ressentiment in politischen Diskursen

Reinhard Olschanski

Rechte Erlebniswelten – Sozialpsychologische Überlegungen zum Rechtsruck

Gudrun Brockhaus

Panel II: Emotionen und Konflikt

Dynamics of Emotions in Conflict – How low-powered group members react to conflict events

Oliver Fink

Micro-sociological dynamics of emotions in conflicts and conflict transformation

Isabel Bramsen | Poul Poder

Abendgespräch 1

Ressentiment neu denken: Zur Bedeutung eines schwierigen Begriffs in den aktuellen politischen Debatten

David Becker | Jeanne Riou | Daniel Strassberg

FREITAG, 12. JULI 2019

RESSENTIMENTS IN POLITIK, GESCHLECHTERVERHÄLTNIS UND MEDIEN

Panel III: Ressentiment der Mitte

Jenseits der Identitätspolitik

Luca Di Blasi

Wenn das Wirkliche nicht mehr wahr ist:

Die gelebte Erfahrung des Rechtspopulismus

Nils C. Kumkar

**Liebe dein Symptom wie dich selbst! Demokratie
und Populismus in Deutschland**

Tim Griebel

Panel IV: Ressentiments
und kultureller Rassismus

Fremde kennt man nicht, Fremde erkennt man

Amani Abuzahra

**Zerstörerische Gleichmacherei? Antifeminismus als
gemeinsame Klammer verschiedener rechter Akteur*innen**

Judith Goetz

**„Untergangster“ des Abendlandes: Autoritäre und rassis-
tische Mobilisierungen in der Post-Demokratie**

Andreas Peham

Abendgespräch 2

**Packt's dich? Emotionen in der medienjournalistischen
Produktion, Distribution und Vermittlung von Bildern**

Nadja Köffler | Till Rimmele | Miriam Zlobinski

SAMSTAG, 13. JULI 2019

EMANZIPATORISCHE POLITIK, PÄDAGOGIK UND KONFLIKTBEARBEITUNG

Panel V: Möglichkeiten und Bedingungen
für emanzipatorische Politik und Pädagogik

**Austerität im Vereinigten Königreich:
Eckpunkte einer Politik des radikalen Humanismus**
Tim Griebel

**Heimatland Erde. Politik und Pädagogik
der globalen Zivilgesellschaft**
Werner Wintersteiner

Friedenspädagogik und Konfliktbearbeitung
Angela Mickley

Panel VI: Möglichkeiten und Bedingungen
für emanzipatorische Konfliktbearbeitung

**Gefühlte Geschichte? Chancen und Herausforderungen
von Emotionen im historischen Lernen**
Juliane Brauer

**Psychosoziale Konfliktanalyse und Konflikt-
transformation im Nahen Osten**
Gudrun Kramer | David Becker

**Ressentiment und Change Potential in Europe –
A Social Psychology of Conflict Transformation**
Sara Paloni

Burgfest mit Prince Zeka und Band

SONNTAG, 14. JULI 2019

Österreich – Eine Nation des Ressentiments?

Input: Klaus Ottomeyer

**Round Table Was können Politik, Medien und
Zivilgesellschaft tun, um Ressentiments abzubauen?**
Anna Goldenberg, Sibylle Hamann, Harald Katzmair, Sigrid
Maurer, Wolfgang Petritsch, Katharina Rogenhofer

Lesung „Wer sich verantwortlich fühlt, der handelt“
Anna Goldenberg

**Rückblick und Ausblick Impressionen, Diskussionsstränge
und offene Fragen**
Markus Brunner

Amani Abuzahra

Fremde kennt man nicht, Fremde erkennt man

Amani Abuzahra studierte Philosophie und Intercultural Studies an den Universitäten Wien und Salzburg. Als Visiting Scholar forschte und lehrte sie an der Universität Istanbul und Eskisehir. Zuletzt lehrte sie Philosophie und Interkulturelle Pädagogik an der Kirchlich Pädagogischen Hochschule Wien/Krems. Aktuell forschet sie an der Universität Wien zu Toleranzphilosophie und ist als Referentin in der Erwachsenenbildung zu hybride Identität, muslimische Lebenswelten, Diversität und Empowerment tätig.

Brigitte Bargetz

Angst anders denken? Be(un)ruhigungspolitiken der Gegenwart

Brigitte Bargetz studierte Politikwissenschaft und Geschichte an den Universitäten Wien und Aix-Marseille (Frankreich). 2011 promovierte sie an der Universität Wien. In ihrem Habilitationsprojekt „Eine politische Grammatik der Gefühle“ beschäftigt sie sich mit radikal-demokratischen Theorien des Politischen, Debatten zum „affective“ und „material turn“ sowie feministischen, queeren und postkolonialen Ansätzen zu Politik und Gefühl. Bargetz ist seit 2013 Universitätsassistentin (post doc) am Institut für Politikwissenschaft der Universität Wien, Leiterin des Projekts „Critical Science Literacy“ und Mitherausgeberin der feministischen Zeitschrift Femina Politica.

David Becker

Ressentiment neu denken - Zur Bedeutung eines schwierigen Begriffs in den aktuellen politischen Debatten

David Becker studierte Psychologie in Berlin. 1989 promovierte Becker im Fachbereich Erziehungs- und Unterrichtswissenschaft an der Freien Universität Berlin. Seine Habilitation erlangte er 2008 mit der Venia Legendi zum Thema „Sozialpsychologie unter Einschluss der Psychotraumatologie“. Becker lehrt Psychologie an der Sigmund Freud Privatuniversität Berlin mit dem Schwerpunkt Sozialpsychologie und qualitative Methoden. Er leitet das Büro für Psychosoziale Prozesse (OPSI) an der Internationalen Akademie Berlin (INA). Becker begleitet und berät psychosoziale Projekte in Kriegs- und Krisengebieten. Aktuelle Projekte finden zurzeit im Nahen Osten (Gazastreifen, Westbank, Jordanien, Libanon) als auch in Honduras statt.

Gerhard Benetka

Zum Konzept der Sommerakademie

Gerhard Benetka studierte Psychologie, Geschichte und Soziologie an der Universität Wien. 1994 promovierte er zum Dr.phil und 1998 habilitierte Benetka sich im Fach Psychologie. Er hat zahlreiche Gastprofessuren für Psychologie an den Universitäten Wien, Innsbruck, Graz und Klagenfurt, sowie an der Universität für Humanwissenschaften im Fürstentum Liechtenstein. Seit 2007 ist er Professor an der Sigmund Freud Privatuniversität Wien, Dekan der Fakultät für Psychologie und Vorsitzender des akademischen Senats.

Luca Di Blasi

Jenseits der Identitätspolitik

Luca Di Blasi studierte Germanistik und Philosophie an der Universität Wien. Er promovierte 2001 im Fach Philosophie an der Katholischen Universität Eichstätt und habilitierte 2015 im Fach Religionsphilosophie an der Universität Bern. Seit 2014 lehrt er dort Philosophie, seit 2018 leitet er das Teilprojekt „Disagreement Between Religions. Epistemology of Religious Conflicts“. Er ist assoziiertes Mitglied am ICI Berlin. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören Religionsphilosophie und politische Theologie sowie Medien- und Kulturtheorie.

Isabel Bramsen

Micro-sociological dynamics of emotions in conflicts and conflict transformation

Isabel Bramsen studierte Friedens- und Konfliktforschung und Global Studies in Kopenhagen. Bramsen ist Postdoktorandin am Zentrum für die Lösung internationaler Konflikte (CRIC), Vorsitzende des dänischen Rates für internationale Konfliktlösung (RIKO) und operative Partnerin bei den nordischen Frauenmediatoren (NWM). Sie ist Mitbegründerin des Masterstudiengangs für international Beziehungen, Diplomatie und Konfliktforschung an der Universität von Kopenhagen. Bramsen ist Mitautorin des Buchs „International Konfliktløsning“ (Samfundslitteratur 2016) und Mitherausgeberin des Sammelbands „Resolving International Conflict: Dynamics of Escalation and Continuation“.

Juliane Brauer

Gefühlte Geschichte? Chancen und Herausforderungen von Emotionen im historischen Lernen

Juliane Brauer studierte Geschichte und Musikwissenschaften und promovierte 2007 an der Freien Universität Berlin mit der Arbeit „Musik im Konzentrationslager Sachsenhausen“. Sie ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Max Planck Institut für Bildungsforschung im Forschungsbereich Geschichte der Gefühle. Ihr Habilitationsprojekt behandelt das Thema Jugend, Musik und die Erziehung der Gefühle in der DDR. Sie arbeitet und publiziert zu dem Thema Emotionen und historisches Lernen an Gedenk- und Erinnerungsorten und im Geschichtsunterricht.

Leonard Brixel

Moderation

Leonard Brixel studierte klinische Psychologie an der Radboud Universität Nijmegen, sowie an der International Psychoanalytic University und beschäftigte sich in seiner Masterarbeit mit dem Zusammenhang zwischen dem größeren sozio-politischen Kontext und der Psychoanalyse in Israel. Brixel ist seit Oktober 2016 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Sigmund Freud Privatuniversität Berlin und ist für die Lehreinheiten in qualitativen Methoden im Bachelor und Master mit zuständig. Seine Forschungsinteressen liegen in den Bereichen psychoanalytischer Theorieansätze als Werkzeug zur Kulturbetrachtung und Therapiegrundlage, sowie erkenntnistheoretischer Dimensionen psychoanalytischen Denkens und den Prozessen der Subjektkonstitution.

Gudrun Brockhaus

Rechte Erlebniswelten - Sozialpsychologische Überlegungen zum Rechtsruck

Gudrun Brockhaus ist Diplom-Psychologin und Diplom-Soziologin und promovierte über die Ursachen der Attraktion des Nationalsozialismus. Sie war wissenschaftliche Angestellte im Bereich Sozialpsychologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München und arbeitet als psychologische Psychotherapeutin in eigener Praxis. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Sozialpsychologie des Nationalsozialismus und seiner Nachgeschichte sowie aktuelle Themen der politischen Psychologie.

Markus Brunner

Rückblick und Ausblick – Impressionen, Diskussionsstränge und offene Fragen

Markus Brunner ist ausgebildeter Soziologe und Sozialpsychologe. Er ist derzeit Lehrbeauftragter an der Sigmund Freud Privatuniversität in Wien und Linz und Mitkoordinator des Masterschwerpunktes „Sozialpsychologie und psychosoziale Praxis“ an der Sigmund Freud Privatuniversität Wien. Brunner ist Vorstandsmitglied der „Gesellschaft für psychoanalytische Sozialpsychologie“, Mit-Herausgeber der Zeitschriften „Freie Assoziation“ und „Psychologie und Gesellschaftskritik“. Seine Schwerpunkte in der Lehre liegen in der Sozialpsychologie, sowie im Verhältnis von Individuum und Gesellschaft.

Oliver Fink

Dynamics of Emotions in Conflict – How low-powered group members react to conflict events

Oliver Fink studierte Psychologie an der Universität Freiburg in Deutschland. Mehrere Jahre arbeitete er bei einer humanitären NGO in Übersee und in der Schweiz und war im Unternehmensbereich in einer leitenden HR Management Position tätig. Gemeinsam mit seiner Familie lebt er zurzeit im „Heiligen Land“, wo er im Rahmen seines PhD an der Universität Basel Feldforschungen durchführt. Das Forschungsprojekt wird durch das Stipendium der WeContribute Foundation finanziert. Seine Forschungsinteressen liegen im Bereich der Sozialpsychologie zwischen „intractable conflicts“, Emotionen und Radikalisierung.

Anna Goldenberg

“Wer sich verantwortlich fühlt, der handelt”

Anna Goldenberg studierte Psychologie an der Universität von Cambridge sowie Journalismus an der Columbia University in New York. Sie war Redakteurin der Wochenzeitung „Jewish Daily Forward“ und ist seit 2018 als Kolumnistin und freie Autorin bei der Wochenzeitung „Falter“ tätig. 2018 erschien ihr Buch „Versteckte Jahre. Der Mann, der meinen Großvater rettete“. Darin arbeitet Goldenberg die Geschichte ihrer jüdischen Familie auf.

Judith Goetz

Zerstörerische Gleichmacherei? Antifeminismus als gemeinsame Klammer verschiedener rechter Akteur*innen

Judith Goetz studierte Politikwissenschaft und vergleichende Literaturwissenschaft an der Universität Wien. Sie ist Doktorandin im Bereich Didaktik der politischen Bildung am Zentrum für Lehrer*innenbildung der Universität Wien, Lehrbeauftragte an unterschiedlichen Universitäten, Mitglied der Forschungsgruppe Ideologien und Politiken der Ungleichheit, sowie des Forschungsnetzwerks Frauen und Rechtsextremismus. Ihre Interessensschwerpunkte liegen bei den ‚Identitären‘, Frauen*/Gender und Rechtsextremismus sowie Antifeminismus.

Wilfried Graf

Moderation

Wilfried Graf promovierte in Soziologie und Pädagogik an der Universität Wien. Von 1983 bis 2005 war er wissenschaftlicher Mitarbeiter am ASPR, danach Senior Research Affiliate – von 2006 bis 2010 am Institut für Rechts- und Kriminalsoziologie, von 2011 bis 2017 am Zentrum für Friedensforschung und Friedenspädagogik an der Universität Klagenfurt. Er ist Berater, Facilitator und Trainer für Konflikttransformation, derzeit in Israel / Palästina und Südkaukasus, früher in Sri Lanka und Zentralasien. Er ist Mitbegründer und Co-Direktor des Herbert C. Kelman Instituts für interaktive Konfliktbearbeitung.

Tim Griebel

Liebe dein Symptom wie dich selbst! Demokratie und Populismus in Deutschland

Liebe und Macht in der deutsch-amerikanischen Sicherheitsbeziehung

Tim Griebel studierte Politikwissenschaft und Volkswirtschaftslehre in Erlangen-Nürnberg. Er promovierte 2016 und arbeitet seit 2018 an seiner Habilitation im Fachbereich Politikwissenschaft an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. Griebel ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Politische Wissenschaft an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. Auf Basis sprachwissenschaftlicher Zugänge befasst und lehrt er unterschiedliche Themen, wie Sicherheits-, Wirtschafts- und Europapolitik, Männlichkeit, Fußball, Migration und Populismus.

Sibylle Hamann

Round Table mit Vertreter*innen aus Politik, Medien und Zivilgesellschaft

Sibylle Hamann studierte Politikwissenschaft in Fächerkombination mit Geschichte, Ethnologie und Russisch an der Universität Wien und der Freien Universität Berlin. 1989 absolvierte Hamann einen Forschungsaufenthalt auf der Beida-Universität in Peking und schrieb ihre Diplomarbeit zum Thema „Frauenarbeit und Wirtschaftsreformen in der VR China“. Sie schreibt als freie Journalistin regelmäßige Kolumnen in der Tageszeitung „Die Presse“, für die Wochenzeitung „Falter“, für die feministische Zeitschrift „Emma“ und für die Wochenzeitung „Die Zeit“.

Harald Katzmair

Round Table mit Vertreter*innen aus Politik, Medien und Zivilgesellschaft

Harald Katzmair studierte Soziologie und Philosophie an der Universität Wien. Er war Vertragsassistent am Institut für Volkswirtschaftslehre auf der Wirtschaftsuniversität Wien, sowie am Institut für Soziologie an der Universität Wien. Seit 1992 hat er laufende Lehrtätigkeiten an diversen Universitäten und ist seit 1994 Geschäftsführer und wissenschaftlicher Leiter der FAS-Research Sozialwissenschaftliche Forschungsgesellschaft. Seine Forschungsschwerpunkte beinhalten die Analyse von Macht- und Elitennetzwerke, netzwerkorientierte Markt- und Meinungsforschung, sowie Technologie- und Innovationspolitik.

Nils C. Kumkar

Wenn das Wirkliche nicht mehr wahr ist: Die gelebte Erfahrung des Rechtspopulismus

Nils Kumkar studierte Soziologie und Volkswirtschaftslehre in Göttingen und Los Angeles und promovierte 2016 an der Universität Leipzig zu rechten und linken Krisenprotesten in den USA und Deutschland. Seit 2016 arbeitet er an der Universität Bremen und erforscht dort die Lebensführung und den Umgang mit biographischen Irritationen in den deutschen Mittelschichten. Seine Arbeitsschwerpunkte sind qualitative Methoden und soziologische Theorie, besonders die Erforschung von Lebensführung, Kritik und biographischer Enttäuschung, sowie soziale Ungleichheit und Protest.

Nadja Köffler

Packt's dich? Emotionen in der medienjournalistischen Produktion, Distribution und Vermittlung von Bildern

Nadja Köffler studierte ein kulturwissenschaftliches Diplomstudium Anglistik/Amerikanistik und Romanistik und promovierte 2014 in Medien- und Bildungswissenschaften an der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck. Sie ist Redakteurin und als Post-Doctoral-Researcher an der Universität Innsbruck im Feld der visuellen und interkulturellen Bildung sowie Medienethik tätig. Köffler lehrt zurzeit an der Philologisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät an der Universität Innsbruck im Feld der Visual Studies und ist Gastdozentin an der Faculty of Arts am Beit Berl College in Israel.

Gudrun Kramer

Psychosoziale Konfliktanalyse und Konflikttransformation im Nahen Osten

Gudrun Kramer studierte Geschichte an der Universität Wien. Sie ist Mitbegründerin des Herbert C. Kelman Instituts für interaktive Konflikttransformation. Kramer war in Krisenregionen und Nachkriegsgesellschaften in den Bereichen Fortbildung, Beratung, Konfliktvermittlung und Versöhnung in Friedensprozessen im Besonderen in Sri Lanka, Israel/Palästina und Zentralasien tätig. Sie leitete für die Deutsche Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) den regionalen Sozial- und Kulturfonds für Palästinensische Flüchtlinge und die Bevölkerung in Gaza. Kramer ist Direktorin des Studienzentrums für Frieden und Konfliktlösung (ASPR) auf Burg Schlaining.

Thomas Macho

Politik des Ressentiments und der Verrat der Intellektuellen

Thomas Macho promovierte 1976 mit seiner Dissertation zur Musikphilosophie an der Universität Wien. Mit einer Arbeit über Todesmetaphern habilitierte er sich 1983 für das Fach Philosophie an der Universität Klagenfurt. Macho war Mitbegründer des Hermann von Helmholtz-Zentrums für Kulturtechnik und Dekan der Philosophischen Fakultät an der Humboldt-Universität Berlin. Von 2008 bis 2009 war er Fellow am Internationalen Kolleg für Kulturtechnikforschung und Medienphilosophie an der Bauhaus-Universität Weimar. Außerdem war Macho Direktor des Instituts für Kulturwissenschaft und Professor für Kulturgeschichte an der Humboldt-Universität Berlin.

Sigrid Maurer

Round Table mit Vertreter*innen aus Politik, Medien und Zivilgesellschaft

Sigrid Maurer studiert seit 2011 Soziologie an der Universität Wien und absolviert derzeit ihr Masterstudium. Seit 2005 engagiert Maurer sich in der Österreichischen Hochschülerschaft und wurde Mitglied der „Grünen & Alternativen Student*innen“ (GRAS). Von 2006 bis 2007 war Maurer Bundeswahlkampfkoordinatorin für „Die Grünen & Alternativen Student*innen“, sowie Referentin für Öffentlichkeitsarbeit der Universitätsvertretung an der Universität Innsbruck. Von 2009 bis 2011 war sie Vorsitzende der ÖH Bundesvertretung. Von 2013 bis 2017 war sie Abgeordnete zum Nationalrat für „Die Grünen“.

Angela Mickley

Friedenspädagogik und Konfliktbearbeitung

Angela Mickley studierte Geschichte und Politikwissenschaften und promovierte über konstitutionelle, gewaltfreie Unabhängigkeitsbewegungen in Irland. Sie ist Professorin für Friedenspädagogik, Konfliktbearbeitung/Mediation und Ökologie an der Fachhochschule Potsdam. Mickley bearbeitet internationale und regionale Konflikte und deren Dynamiken und lehrt Konfliktlösungsansätze, Krisenprävention und Friedenserziehung an Universitäten in Österreich, Namibia und der Führungsakademie der Bundeswehr. Sie erforschte die gewaltfreie irische Widerstandsbewegung unter Daniel O'Connell im 19. Jahrhundert. Daraus gewann sie Ansätze für die Vermittlung zwischen Protestanten und Katholiken im Nordirland-Konflikt.

Reinhard Olschanski

Wir oder die Anderen? – Ressentiment in politischen Diskursen

Reinhard Olschanski studierte Philosophie, Musik, Politik und Germanistik in Berlin, Frankfurt und Urbino (Italien). Er promovierte zum Dr. phil. bei Axel Honneth. Olschanski arbeitet als Referent für Grundsatzfragen und Strategie im Staatsministerium Baden-Württemberg. Er ist langjähriger wissenschaftlicher Mitarbeiter und Referent im Deutschen Bundestag und im Landtag Nordrhein-Westfalen. Er übernimmt diverse wissenschaftliche Lehrtätigkeiten und veröffentlichte zahlreiche Beiträge zu den Themen Politik, Philosophie, Musik und Kultur.

Klaus Ottomeyer

Österreich – eine Nation des Ressentiments?

Klaus Ottomeyer studierte Soziologie, Psychologie und Ethnologie in Frankfurt am Main, Freiburg im Breisgau und in Bremen. Er promovierte in Bremen und war anschließend wissenschaftlicher Angestellter am Institut für Soziologie und Ethnologie der Universität Heidelberg. Von 1975 bis 1981 war Ottomeyer am Psychologischen Institut der Freien Universität Berlin Assistenzprofessor. Er war ordentlicher Professor für Sozialpsychologie an der Universität Klagenfurt mit den Schwerpunkten Arbeit mit ausländischen und inländischen Opfern von Gewalt, sowie Psychologie des Rechtsextremismus.

Sara Paloni

Ressentiment and Change Potential in Europe – A Social Psychology of Conflict Transformation

Sara Paloni hat an der Universität Wien am Institut für Politikwissenschaften promoviert. Ihre Forschungs- und Arbeitsschwerpunkte sind Geschlecht und Politik, Intersektionalität und politische Bildungsarbeit. Sie lehrt zu diesen Themen an verschiedenen Universitäten in Österreich und bietet Fortbildungsseminare u.a. zum Anti-Bias-Ansatz an. Derzeit ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin im Rahmen des internationalen Forschungsprojekts „Ressentiment and Change Potential in Europe – A Social Psychology of Conflict Transformation“, welches in Kooperation mit der SFU Wien und Berlin konzipiert wird.

Andreas Peham

„Untergangster“ des Abendlandes: Autoritäre und rassistische Mobilisierungen in der Post-Demokratie

Andreas Peham studierte Politikwissenschaften und eine Fächerkombination aus Zeitgeschichte, Entwicklungspolitik und Soziologie an der Universität Wien. Seit 1996 arbeitet er im Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes (DÖW), Abteilung Rechtsextremismusforschung. Peham ist zudem Gründungsmitglied der Forschungsgruppe Ideologien und Politiken der Ungleichheit. Seit Mitte der 1990er Jahre ist er in der Lehrer*innenfortbildung und im Rahmen der Politischen Bildung an Schulen tätig (Extremismusprävention, rassismus- und antisemitismuskritische Bildungsarbeit). Er kann (auch unter seinem Autorennamen Heribert Schiedel) zahlreiche Veröffentlichungen zum Thema vorweisen.

Wolfgang Petritsch

Round Table mit Vertreter*innen aus Politik, Medien und Zivilgesellschaft

Wolfgang Petritsch studierte Geschichte, Germanistik, Politikwissenschaft und Recht an der Universität Wien, an der er 1972 promovierte. Er war Sekretär von Bundeskanzler Bruno Kreisky. Während seiner Zeit als österreichischer Botschafter in Belgrad wurde er zum EU-Sonderbeauftragten für Kosovo ernannt. Petritsch war 1999 EH-Chefverhandler bei den Friedensverhandlungen vom Rambouillet und Paris. Anschließend war er als Hoher Repräsentant der Internationalen Gemeinschaft Zivilverwalter von Bosnien und Herzegowina. Petritsch ist Präsident der Austrian Marshall Plan Foundation Wien und seit 2011 Präsident des Herbert C. Kelman Instituts.

Poul Poder

Micro-sociological dynamics of emotions in conflicts and conflict transformation

Poul Poder studierte Kulturwissenschaften in Lancaster und Kopenhagen und promovierte 2004 an der Universität Kopenhagen. Poder ist außerordentlicher Professor am Institut für Soziologie an der Universität Kopenhagen. Von 2013 bis 2016 war er als stellvertretender Direktor am Zentrum für die Lösung internationaler Konflikte tätig. Seine Forschungsinteressen umfassen soziologische Theorien, Emotionssoziologie, Konflikte, Gewalt, soziales Leiden und positive Organisationswissenschaft. Poder ist Mitherausgeber des Sammelbands „Resolving International Conflict: Dynamics of Escalation and Continuation“.

Till Rimmele

Packt's dich? Emotionen in der medienjournalistischen Produktion, Distribution und Vermittlung von Bildern

Till Rimmele studierte Arts & Culture an der Maastricht University, sowie Global Communication und International Journalism an der FU Berlin und der Staatsuniversität Sankt Petersburg. Er war Alumni des Eddie Adams Workshops und ist Leutnant der Reserve. Rimmele ist als freier Fotojournalist u.a. für getty images, epa und SIPA Press in Berlin mit Schwerpunkt Europa, Post-Sowjetischer Raum und Nordafrika tätig. Außerdem übernimmt er kommerzielle Arbeiten für die UNESCO und die Bundeswehr.

Jeanne Riou

Ressentiment neu denken - Zur Bedeutung eines schwierigen Begriffs in den aktuellen politischen Debatten

Jeanne Riou studierte Germanistik und moderne englische Literatur in Dublin. Sie promovierte in deutscher Sprache am Trinity College Dublin. Riou erhielt diverse Forschungsstipendien, darunter ein Stipendium des Deutschen akademischen Austauschdiensts (DAAD) und Stipendien vom Trinity College Dublin. Sie absolvierte zahlreiche Forschungsaufenthalte an der Berliner Humboldt-Universität und an den Universitäten Würzburg und Hamburg. Zwischen 2009 und 2010 war Riou Research Fellow an der Alexander-von-Humboldt-Stiftung. Ihre Arbeitsschwerpunkte liegen in der deutschen Literatur, Anthropologie, Geistesgeschichte und in der kontinentalen Philosophie.

Katharina Rogenhofer

Round Table mit Vertreter*innen aus Politik, Medien und Zivilgesellschaft

Katharina Rogenhofer studierte Biologie und Zoologie. Für ihren Master ging sie 2017 nach England und war an der Universität Oxford für Biodiversity, Conservation und Management inskribiert. Ende 2018 absolvierte Rogenhofer ein Praktikum bei der Klimarahmenkonvention der Vereinten Nationen in Bonn. Sie organisierte die Klimastreiks „Fridays for Future“ und widmet sich aktuell dem Klimavolksbegehren.

Nora Ruck

Moderation

Nora Ruck absolvierte ihr Diplomstudium und ihr Doktorat in Psychologie an der Universität Wien, sowie zahlreiche Forschungsaufenthalte in den Niederlanden, Deutschland, USA und Kanada. Sie ist Assistenzprofessorin an der Sigmund Freud Privatuniversität, wo sie den Masterstudiengang „Sozialpsychologie und psychosoziale Praxis“, sowie das MSc. Studium Psychologie koordiniert. Ihre Forschungsinteressen liegen in der Sozialpsychologie, der Psychologiegeschichte, sowie in der Verbindung zwischen Psychologie und gesellschaftlichen Ungleichheiten und sozialen Bewegungen.

Kate Sheese

Moderation

Kate Sheese hat ihren Master in Geschichte und Theorie der Psychologie an der York University in Toronto (Kanada) erhalten. Sie ist seit 2016 wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Sigmund Freud Privatuniversität Berlin und arbeitet an einem Projekt zur Untersuchung des psychischen Wohlbefindens von Menschen, welche in psychosozialen Hilfsprojekten in Krisen- und Konfliktgebieten arbeiten. Derzeit ist sie Doktorandin für kritische Sozialpsychologie am Graduate Center (New York) und arbeitet an ihrer Dissertation. Ihre Forschungsinteressen liegen in den Bereichen Migrationspolitik, Staatsbürgerschaftsregime, Verkörperung und sexuelle Subjektivität, sowie reproduktive Gerechtigkeit.

Daniel Strassberg

Ressentiment neu denken - Zur Bedeutung eines schwierigen Begriffs in den aktuellen politischen Debatten

Daniel Strassberg studierte Medizin und Philosophie in Zürich. Er ist Psychoanalytiker und seit 1985 in seiner eigenen Praxis tätig. 2004 promovierte Strassberg zum Thema „Das poetische Subjekt. Giambattista Vicos Wissenschaft vom Singulären“. Er ist Lehrbeauftragter am Geisteswissenschaftlichen Department der ETH und an der Medizinischen Fakultät der Universität Zürich. Strassberg ist Co-Leiter des CAS-Lehrgangs (Philosophie für Fachleute aus der Medizin und Psychotherapie). Seine Schwerpunkte in der Lehre liegen u.a. in der Technikphilosophie. Strassberg ist Mitbegründer und Präsident des interdisziplinären Netzwerks Entresol.

Julia Struppe-Schanda

Moderation

Julia Struppe-Schanda studierte Publizistik und Kommunikationswissenschaft an der Universität Wien. Während ihres Studiums absolvierte sie einen Auslandsaufenthalt an der Università Cattolica del Sacro Cuore Milano (Italien). Seit 2017 studiert sie Psychologie an der Sigmund Freud Privatuniversität Wien und ist wissenschaftliche Praktikantin im Fachbereich Sozialpsychologie. Struppe-Schanda ist Angestellte beim ASPR und zuständig für die Planung und Implementierung der Sommerakademie.

Hannes Swoboda**Moderation**

Hannes Swoboda studierte Rechtswissenschaften und Volkswirtschaftslehre an der Universität Wien. 1972 trat Swoboda der Wiener Arbeiterkammer ein, wo er in der Wirtschaftswissenschaftlichen Abteilung tätig war. Von 1976 bis 1986 war Leiter der Abteilung für Kommunalpolitik und Mitglied des Wiener Landtages und Gemeinderates. Von 1988 bis 1994 war er amtsführender Stadtrat und zuständig für die Stadtentwicklung und Stadtplanung. Von 1996 bis 2004 war Swoboda Abgeordneter zum Europäischen Parlament.

Werner Wintersteiner**Heimatland Erde. Politik und Pädagogik der globalen Zivilgesellschaft**

Werner Wintersteiner studierte Germanistik und Französisch an der Universität Wien und promovierte an der Universität Klagenfurt. Er ist Gründer und ehemaliger Leiter des Zentrums für Friedensforschung und Friedenspädagogik der Universität Klagenfurt und wissenschaftlicher Leiter des Masterlehrgangs "Global Citizenship Education". Seine Arbeitsschwerpunkte umfassen Literatur, Politik, Frieden, kulturwissenschaftliche Friedensforschung, Friedenspädagogik, Global Citizenship Education und (transkulturelle) literarische Bildung.

Miriam Zlobinsky**Packt's dich? Emotionen in der medienjournalistischen Produktion, Distribution und Vermittlung von Bildern**

Miriam Zlobinski studierte Geschichte und Kunstgeschichte und promovierte an der Humboldt-Universität zu Berlin am Institut für Geschichtswissenschaften über das politische Bild im Fotojournalismus der alten Bundesrepublik am Beispiel der Illustrierten Stern. Sie ist ausgebildete Journalistin und arbeitete redaktionell bereits für den RBB und das ZDF. Zlobinski ist seit 2016 Mitglied der Bildredaktionsklasse an der Ostkreuzschule für Fotografie und kuratiert seitdem Ausstellungen u.a. im Maxim Gorki Theater zum Festival der Demokratie und dem Auswärtigen Amt in Berlin.

VERANSTALTER*INNEN & KOOPERATIONSPARTNER*INNEN

Veranstalter*innen



Kooperationspartner*innen





Österreichisches Studienzentrum für Frieden und Konfliktlösung (ASPR)

Rochusplatz 1, 7461 Stadtschlaining, Austria

Telefon: +43 3355 2498, Fax: +43 3355 2662, E-Mail: aspr@aspr.ac.at

www.aspr.ac.at |  ASPR_Schlaining |  ASPR.Schlaining